

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

2,50€

davon 1,25€
für den die
Verkäufer_in

Registrierte
Verkäufer_innen
tragen sichtbar einen
Augustin-Ausweis

www.augustin.or.at

NUMMER 438 7. 6. - 20. 6. 2017

Sima sucht den Superstar!

Seite 6

Wollen wir ein Wolf-Comeback?

Wolf vs. Schafspelz

Seite 20

Schlechte Beratung, wenig Geld

AMS vs. Kunst

Seite 24

Mit
die ZEITUNG
der ALTEN SCHMIEDE

INHALT



tun & lassen

Straßenkunstorgeln
Die lächerliche U-Bahn-Band-Kampagne der Wiener Linien
Seite 6

Danke Wasserkraft? 8
Kampf ums Kamp-Kraftwerk

Kunst, Justiz und NSU 10
Versagt der Rechtsstaat?, fragt ein Tribunal am Kölner Schauspielhaus

Flugzeugträger oder Krankenhaus? 11
Wiener Wirtschaft: Schulden der Gemeinde Wien

tun & lassen magazin 12-14



vorstadt

Lichtspiele am Wörthersee
Kinomuseum und Volkskino – leinwand Highlights in Klagenfurt
Seite 16

Reifen kreisen 18
Die Renaissance des Hoop Dance

Die Rückkehr des Wolfs 20
Erlauscht im Jagdmuseum

Alte Ansichten 22
Lokalmatador: Werner Neuwirth sammelt historische Fotos und zeigt sie im www und Café

vorstadt magazin 23



art.ist.in

Undurchsichtige Regelungen
Kunst, Selbständigkeit und das AMS – eine Odyssee
Seite 24

Grenzwertigkeiten 26
«Performing the Border» im Kunstraum Niederösterreich

Umverteilung mit Happy End 27
Kurto Wendts aktueller Roman

Krysty and the Kraks 28
Musikarbeiter unterwegs ... Königinnen des Garagen-Glam'n'Trash

art.ist.in magazin 29-30



dichter innenteil

Ruhe nach der Reise
Andrea Vanek war im Ötschergebiet mit ihrem Hund wandern
Seite 31

(Ein) Käthchen.Traum – frei nach Kleists Klassiker 34
Aus der KulturPassage

Litzi Friedmann, Spionin aus Idealismus 36
Cherchez la Femme – Frauen im Porträt von Jella Jost

Sparen auf Kosten der Armen in den USA und ÖÖ 38
Herr Groll auf Reisen

Kolumnen & Rubriken: eingSCHENKt 3, Gustl 3, Phettbergs Fisimatenten 4, Fanpost, Impressum 4, Augustiner_in 5, Kreuz & Wort 15, Schach 15, Tonis Bilderleben 34, Herr Hüseyin 35, Gottfrieds Tagebuch 39, mittig unsere Programmbeilage **Die Strawanzerin** zum Herausnehmen

Schlichte Ignoranz

Ohne Göd ka Musi – in einem Ranking der abgedroschensten Phrasen würde es dieser altbekannte Spruch sicher in die Top 10, wenn nicht gar auf einen Stockerplatz schafften. Und so abgelutscht diese Floskel auch sein mag, ist sie einerseits ebenso zutreffend wie andererseits hinterfragbar. Dass Tätigkeiten, seien sie nun manueller, dienstleisterischer oder künstlerischer Art, (finanziell) abgegolten werden sollen, scheint nur recht und billig. Die Frage ist, wer befindet sich überhaupt in einer Position, Gage für ihr oder sein Tun zu fordern? Und wer tritt in einer preis-leistungs-orientierten Ökonomie als Bittsteller_in auf, und wem wird zugemutet, ihre oder seine Arbeit gratis zur Verfügung zu stellen? Gerade Musiker_innen sind zusehends mit der Erwartung konfrontiert, unbezahlt aufzutreten. Ein jüngstes Beispiel, das als typisch für den respektlosen Umgang mit Performer_innen in der sogenannten «Musikstadt» Wien gelten kann, ist die Durchführung eines unsäglichen Wettbewerbes zur Beschallung von U-Bahn-Stationen. Die Wiener Linien riefen Musiker_innen auf, sich für ein Casting für Auftritte in hiesigen Untergrundstationen zu bewerben, deren Zweck aber nicht in erster Linie die Unterhaltung von Öffi-Nutzer_innen sein soll, sondern die Steigerung des Sicherheitsgefühls «untertags».

Wem wird zugemutet, Arbeit gratis zur Verfügung zu stellen?



Bezahlung für die U-Bahn-Gigs wird es keine geben. Lisa Bolyos nahm die «U-Bahn-Stars»-Kampagne unter die Lupe und holte Meinungen von Musiker_innen dazu und zum Thema Straßenmusik ein, während Michael Bigus fotografische Impressionen aus Wiens Straßenmusik-Szene beisteuert (Seiten 6-7).

Dass die Lage vieler Kunschtchaffender, Kulturarbeiter_innen und kultureller Einrichtungen sich bestenfalls als prekär bezeichnen lässt, liegt nicht nur an schmaler werdenden Kulturbudgets, sondern auch am mangelnden Willen politischer Entscheidungsträger_innen sowie schlichter Ignoranz. Davon zeugt zum Beispiel die mehr als spärliche Kinolandschaft Kärntens, über die Chris Haderer berichtet, der Klagenfurt und das dortige Volkskino sowie das Kinomuseum besuchte (Seite 16).

Apropos prekär: Die Regelungen des AMS bezüglich zeitweiliger Selbstständigkeit dürften derart verworren sein, dass selbst Mitarbeiter_innen der Einrichtung mitunter den Durchblick verlieren. Daniela Koweindl schildert auf Seite 24 die Erfahrungen einer Kuratorin und Kulturarbeiterin, deren Einspruch gegen fälschlicherweise gestrichene AMS-Bezüge letztlich erfolgreich war.

Jenny Legenstein

Mit Hartz IV gegen uns alle

Seit Monaten versucht das ÖVP-geführte Finanzministerium gemeinsam mit Minister Kurz Möglichkeiten auszuloten, wie sie nach den Mindestsicherungskürzungen auch in der Arbeitslosenversicherung Einschnitte vornehmen können. Jetzt ist eine Studie des Finanzministeriums publik geworden, die die Einführung von Hartz IV in Österreich andenkt.

Was heißt das für uns? Die weitere Durchlöcherung des unteren sozialen Netzes führt zu einer Abwärtsspirale, welche die schwierige soziale Situationen verschärft und verlängert. Besonders für die untere Mittelschicht. Zudem würde es die Zahl der Personen im letzten Netz massiv erhöhen: Um circa 160.000 Menschen erhöhte sich die Einkommensarmut. Die Abschaffung der Notstandshilfe würde auch eine massive Schlechterstellung für Arbeitslose bedeuten und einen Anstieg der Altersarmut – keine Pensionsversicherung mehr – mit sich bringen.

Deutschland hatte in den letzten zehn Jahren den raschest wachsenden Niedriglohnsektor Europas. Der durch Hartz IV geschaffene Niedriglohnsektor übte starken Druck auf die gesamte Lohnentwicklung aus. Die Konsequenz: Die Löhne stiegen nicht angemessen und bleiben weit unter Produktivität wie Inflation. Das hat dazu geführt, dass sich immer weniger Menschen das Leben leisten können. Die Mehrzahl der Leute im Niedriglohnsektor in Deutschland verfügt übrigens entgegen aller Vorurteile über eine abgeschlossene Berufsausbildung.

Prekäre Beschäftigung ist kein Sprungbrett in den sogenannten «ersten Arbeitsmarkt». Nur 12 Prozent steigen in bessere Arbeitsverhältnisse um. Man fällt schnell hinein und kommt umso schwerer wieder heraus. Es entstehen vielmehr Drehtüreffekte vom schlechten

Job zum schlechteren Job. Hartz IV hat keine neue Arbeit geschaffen. Das Arbeitsvolumen bezahlter Arbeit ist in Deutschland gesunken. Dieser Rückgang ist aber nicht gleich verteilt. Ein sinkendes Arbeitsvolumen wird durch atypische Beschäftigungsverhältnisse auf immer mehr Schultern verbreitert – Teilzeitbeschäftigung, geringfügigkeit, Leiharbeit. Zehn bis fünfzehn Prozent der im globalen Norden lebenden Menschen werden somit aus dem Umfeld halbwegs gesicherter Erwerbsarbeit ausgeschlossen.

Der renommierte Sozialforscher Klaus Dörre weist auf ein zentrales Problem hin: «Wer rund um Hartz IV verdient, ist gesellschaftlich nicht mehr respektiert.» Prekarität hat «die Schwelle der Respektabilität verändert» und «den Druck auf die Leute erhöht». Hartz IV ist die Verschiebung der Schwelle der Respektabilität nach unten. Die Betroffenen werden gesellschaftlich missachtet. Dörre zitiert aus seinen Befragungen. Die Prekaritäts-Logik «verlangt, jene qualitativen Ansprüche an Arbeit und Leben aufzugeben, die besonderes Engagement motivieren. Das Leitbild von Hartz IV klagt etwas ein, was in der Praxis zertrümmert wird: Eigenverantwortung und Initiative», so Dörre.

Alle diese Vorschläge führen dazu, dass soziale Unsicherheit bis weit in die unteren Mittelschichten hochgetrieben wird – und Gegenwart und Zukunft für Hunderttausende verbaut. Reformen wären sinnvoll, wenn sie versuchen würden, die Existenz und Chancen zu sichern, aber nicht Leute weiter in den Abgrund zu treiben. Wenn jetzt von Minister Kurz und Schelling beschwichtigt wird, dann nicht weil sie Hartz IV für Österreich ablehnen, sondern weil sie ertappt wurden.

Martin Schenk

Kurz will Hartz IV, also mehr Armut einführen



EDITORIAL

GUSTL



PHETTBERGS
FISIMATENTENEine kleine
Besorgung

Eines Vormittags, ich war gerade dabei, einen Schubkarren mit Mist hinauszufahren, erschien der junge Herr Graf mit seinem roten Porsche, und hieß mich auf der Stelle einsteigen. Wenn du stinkst, wird das Experiment umso besser gelingen, waren seine Worte, die keinerlei Widerspruch duldeten, weil ich dauernd hinweisen wollte, meine Kleidung zu wechseln, denn ich trug meine ältesten, prallsten und engsten Bluejeans, die schon sehr gebrechlich waren und nahezu ununterbrochen an den notdürftigsten Stellen barsten.

Gerry sagte während der Fahrt kein Wort. Ein Mensch in seiner Absicht ist erstaunlich stark. Die an meiner Körpertemperatur verdampfende Gülle erfüllte den Wagen. Ein strenges Schweigen war ausgebrochen. Beim Sitzen riefen sich mir die Striemen von des jungen Herrn Grafen letzter Züchtigung in Erinnerung und führten zur obligaten postfesten Huldigung, indem er mir stand. Ostentativ griff ich hin, um mich durch ein paar Wichsbewegungen zu demütigen. Der junge Herr festigte jedoch seine Herrschaft und tat, als merkte er nichts. Er parkte den Wagen vor einem Reitartikelgeschäft, in das wir hineingingen.

Gerry in Schurwolle und ich in Gülle und Jeans

Gerry in Schurwolle und ich, sein um einiges älterer Stallbursche, in Gülle und Jeans. Wir benötigen unbedingt eine ordentliche Reitgeräte, tat mein Herr seine Absicht kund, schaute dabei aber nicht dem Verkäufer, einem sehr attraktiven Burschen, dessen Schenkel zweifelsohne dartaten, dass sie viel ritten, sondern mir unverwandt in die Augen. Der Verkäufer brachte seine besten Stücke und der junge Herr Graf ließ sie der Reihe nach durch die Luft pfeifen. Die da – rief er, holte aus, drehte sich mich zu recht und zog sie mir zielsicher über den Arsch, exakt dorthin, wo mir die Haut durch den Riss quoll – packen Sie sie uns ein, die wird ihm schmecken!

Das Transparentmachen der Lüste als therapeutischer Akt, der auch gleichzeitig die Gesellschaft bereichert und dadurch die Diskriminierung entsorgt, fällt sogar heutzutage noch schwer, selbst in adeligsten Kreisen.

Unmenschliche
Abwehrmaßnahmen

Betrifft: Eine Beobachtung eines Augustin-Lesers

Liebes Augustin-Team,
ich möchte eine Beobachtung aus der Stumpfgasse mit euch teilen: Da war er – plötzlich, irgendwann im Herbst zum ersten Mal; am Weg in die Arbeit, am Spaziergang mit dem Hund; stets plötzlich tauchte er auf – erst im letzten Moment konnte man Beine und Torso erkennen; stets leicht gekrümmt, ja nicht zu weit nach vorne überhängend; so saß oder stand er auf dieser

kleinen Erhebung – weit weg vom nächsten Hauseingang, der Gehsteig frei; am Boden ab und zu ein Becher – meist aber nichts; keine Worte, keine Blicke – bloß ein alter Körper mit gesenktem Kopf und mehreren Schichten Kleidung; der Winter kam – immer wieder die eine oder andere Münze; zu selten, um Bekanntschaft zu schließen, zu unregelmäßig, um miteinander vertraut zu werden; der Winter verging – der Körper stets in den gewohnten Posen an diesem so nicht einladenden Ort; der Frühling brachte endlich die erhsehnte Wärme, doch der Mann verschwand – an seiner Stelle nur noch ein Gitter und Unmenschlichkeit.

Danke für eure wertvolle Arbeit,

Dominik Mandl

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der
Straßenzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien,
Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Kathrin Gräble, Andreas Hennefeld,
Sonja Hopfgartner, Bernhard Wernitznig
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Lisa Bolyos (lib, DW: 16),
Jenny Legenstein (JL, DW: 12), Evi Rohrmoser
(DW: 10), Reinhold Schachner (reisch, DW:
13), Ruth Weismann (RW, DW: 11)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
COVER: Michael Bigus
FOTOS: Mehmet Emir, Clemens Feigel, Chris
Haderer, Lucas Jenni, Mario Lang
ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Jella
Jost, Nadine Kegele, Thomas Kriebaum, Much,
Carla Müller, Luise Müller, Richard Schuberth,
Andrea Vaneek
TEXT: Dieter A. Behr, Bärbel Danneberg, Mehmet
Emir, Klaus Federmaier, Michael Genner,
Gottfried, Chris Haderer, Lucas Jenni, Jella
Jost, Daniela Koweindl, Rainer Krispel, Mario
Lang (lama), Jakob Lediger, Rudi Lehner,
Christof Mackinger, Uwe Mauch, Christa Neu-
bauer, Phettberg, Erwin Riess, Martin Schenk,
Robert Sommer (R.S.), Clemens Staudinger,
Andrea Vaneek
LEKTORAT: Richard Schuberth

Strawzanzer_in:
Verantwortlich: Claudia Poppe,
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
strawzanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin:
Verantwortlich: Aurelia Wusch
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:
Verantwortlich: Christina Steinle
1050, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at


Inserate:
Tel.: 0 699 11 821 233
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN: Die nächste Nummer
erscheint am 21. Juni 2017
Auflage dieser Nummer: 25.000

Mitglied des International
Network of Street Papers 
Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

 <http://www.facebook.com/augustin.boulevardzeitung>

Bankverbindungen BAWAG: iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic bawaatww
PSK: iban AT80 6000 0000 9205 1517, bic OPSKATWW

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen. Wir bedanken uns bei allen Spender_innen und den 333 Liebhaber_innen, die dieses Projekt unterstützen.



Silvia Knieselsilber
Ausreden

Was die Leute für Ausreden haben, wenn sie keinen Augustin kaufen wollen – manche sagen: Sie tun ja betteln. Nein, sage ich, ich will die Zeitung verkaufen. Oder sie sagen: Ich hab kein Interesse. Oder eine Dame: Leider, ich hab mein Geld vergessen. Oder zu Weihnachten: Ich hab keinen Platz zuhause, um den Augustin-Kalender aufzuhängen. Viele Leute geben einem einfach nur ein Geld und wollen die Zeitung nicht. Es geht aber darum, die Zeitung zu verkaufen, sonst bleibt sie übrig, die muss man dann hierher zurücktragen. Ich komme gern hierher. Im Winter ist es etwas schwieriger, aber ich hab jetzt einen guten Fahrtendienst. Zu mir kommt auch eine Heimhilfe. Man muss froh sein, dass es die Heimhilfe gibt. Weil im Spital oder Pflegeheim möchte ich nicht sein. Momentan habe ich alle Tage die Heimhilfe, wegen dem Herrn J., mit dem ich zusammenlebe. Er hat mit dem Herz zu tun und dem Kreuz und so weiter. Wir suchen um eine Gemeindeförderung an, weil ich nur eine Einzimmerwohnung habe. Wir müssen noch warten, ein bis zwei Jahre.

Beim Augustin bin ich zirka vier Jahre. Gerade als Behinderte findest du ja nicht leicht was. Ich hab versucht, bei Kinderbetreuung mitzuhelfen. Damals konnte ich noch mit Krücken gehen. Da war ich bei einem Animator, die Kinder füttern, ihnen vorlesen, solche Sachen. Es war eine schöne Arbeitszeit, es hat mir Riesenspaß gemacht. Aber der Mann wollte nichts bezahlen dafür. Dann war ich bei der Balance. Da haben wir Dinge eingeordnet oder Plaketten auf Flaschen gepickt und Ähnliches. Das war auch ganz gut, aber ich hab da das zeitige Aufstehen nicht mehr geschafft. Bei Jugend am Werk war ich auch, aber die Dame dort, die mich «beraten» hat, hat nichts zusammengebracht. Sie kriegen eh ein Geld, hat sie gesagt, und einen Arbeitsplatz vor der Tür gibt's nicht. Sag ich: Das weiß ich. Mir geht es nicht ums Geld, mir geht es darum, dass man unter Leute kommt, was anderes hört oder sieht. Jetzt verkaufe ich den Augustin. Eigentlich wäre mein Verkaufsort im Columbus Center, aber mit dem Rollstuhl ist es mir zu weit, um alleine dort hinzukommen. Deshalb verkaufe ich an einem Platz in der Nähe meiner Wohnung, und mir macht das riesig Spaß.

Viele Leute geben einem einfach nur ein Geld ... Es geht aber darum, die Zeitung zu verkaufen



«The Incredible Astro Cants» würden sich «nie» bei der U-Bahn bewerben, so lange es Jury und Castings gibt. Straßenmusik ist ihr Lohnjob: «Am Ende des Monats geht sich's immer irgendwie aus»

Straßenkunstsorgen in der Musikweltstadt Wien

Sima sucht den U-Bahn-Star

Musik in der U-Bahn? Das klingt nach Weltstadt. Warum Wien es dennoch schafft, sich mit einer Straßenmusik-Kampagne lächerlich zu machen, haben sich **Lisa Bolyos** (Text) und **Michael Bigus** (Musiker_innen-Porträts) angesehen.

«Wovon wird handeln der Gesang / wohl von Verspätung, Schnee, Gestank / Gratiszeitung, Schweiß und Tschick / Darum dreht sich die Musik.» Auch der SPÖ-Politsatiriker Maximilian (Be)Zirkowitsch hat sich mittlerweile zu denen gesellt, die sich über die «U-Bahn-Stars»-Kampagne der Wiener Linien lustig machen. Im Frühjahr veröffentlichten die Wiener Linien ein Video, in dem Stadträtin Ulli Sima (ihre Ressorts sind Umwelt und Wiener Stadtwerke) zum musizierenden Volk spricht. Dass sie dabei wie eine schlecht ausgebildete Jugendzentrums-Animatorin wirkt, wäre ihr auf der Stelle verziehen, wäre die Causa, die sie vertritt, nicht ebenso peinlich. Was wird verlaublich? Dass sich «nur die Besten» in einem mehrstufigen Casting bei den Wiener Linien

als Bahnsteigmusiker_innen bewerben könnten; weil, so Sima, akustische Gitarrenmusik das subjektive Sicherheitsgefühl steigert.

Subjektive Sicherheitsmusik. Dass Kunst und Sicherheit miteinander verknüpft werden, ist nichts Neues. Kunst und Kulturarbeit haben widerständiges Potenzial, sie haben das Potenzial, auszuprobieren, auszuloten, Neues zu denken; aber genauso haben sie das Potenzial, sich in den Dienst der Regulierung zu stellen – gerade was die letzten ungeordneten Nischen großer Städte betrifft. Laute Soundinstallationen unter Donaukanalbrücken machen den Aufenthalt (gar zum Schlafen) unmöglich, vorgegebene Graffitiwände sollen illegalem Sprays vorbeugen, und nun möge Gitarrenschramme dem ängstlichen Zittern der Fahrgäste im unterirdischen Wien beikommen. Kunst zum

Wohlfühlen – ein biedermeierliches Programm, das einer Metropole erst so richtig Kleinstadtgeist einhaucht. Um wessen Wohlgefühl es dabei geht, ist kein Geheimnis: um das der zahlenden Gäste.

In den Teilnahmebedingungen für die «U-Bahn-Stars» finden sich ein paar delikate Details; sehen wir uns zwei davon an. Erstens: Man muss Deutschkenntnisse vor- und nachweisen, offiziell, damit man die Durchsagen am Bahnsteig verstehen kann (nicht etwa, weil rumänischsprachige Armutsmigranten in den Auditions unerwünscht sind); als würden Tourist_innen, die des Deutschen nicht mächtig sind, reihenweise vor die U-Bahn stürzen, die Türen beim Abfahren blockieren, den Aufzug im Brandfall benutzen und bei den Worten «Wir sind am Ziel» stur in der U-Bahn sitzen bleiben. Zweitens: Man kriegt kein Geld. Über diesen Punkt erhitzten sich die Gemüter vor allem in der Profi-Branche. Der Musiker Alex Kohtaro Yoshii hat unter dem Motto «Musik ist nicht wertlos» eine Petition initiiert. Entweder sollen die Wiener Linien einfach Standplätze zur Verfügung stellen, an denen Musiker_innen

dann ihrer Arbeit nachgehen können; oder sie sollen Musiker_innen buchen – dann müssen sie auch bezahlen. Die Verkehrsbetriebe aber wollen von Gagen nichts wissen und kommentieren infantil und flapsig: «Dass ein Verkehrsunternehmen Straßenmusikern Geld zahlt, gibt es nirgends auf der Welt.» «Die Aktion der Wiener Linien ist für mich nur ein Beispiel unter vielen», sagt Alex Kohtaro Yoshii. «Sie ist in keiner Weise herausragend und entspricht der gängigen Mentalität: Alles hat seinen Preis, nur Musik darf nix kosten, sie hat einfach da zu sein.» Die Musikerin Tini Trampler ist durchaus der Ansicht, «dass die Straße bedingt, auf Hut zu spielen», aber erstens: «Wenn Huteinwürfe erlaubt sind, dann nicht nur für Musiker_innen, sondern auch für Bettler_innen», und zweitens: «Wenn die Wiener Linien bestimmen wollen, wer wie und wo spielt, dann müssen sie Gagen zahlen.» Irgendwie scheint Stadträtin Sima den prekären Arbeitsbedingungen aber verbunden zu sein: Bekannt wurde sie in den letzten Jahren schließlich mit ihrer Positionierung im Arbeitskampf der Abfallberater_innen, die ihre prekären Beschäftigungsverhältnisse bei der MA48 gerichtlich beanstandeten. Ulli Sima verharrte schweigend auf der Seite der Arbeitgeberin. Einige der Abfallberater_innen führen die Gerichtsprozesse heuer im fünften Jahr.

Lärmbelästigter Standortwettbewerb. Ganz so als gäbe es ein Wiener Naturell (oder gar eine Wiener Stadtpolitik), die der Musikalität zugewandt und förderlich wäre, kommt natürlich auch das Image der «Musikstadt Wien» in der Kampagne nicht zu kurz. «Musikstadt» wurde Wien nicht, wie oft suggeriert wird, durch eine lange Tradition des Musizierens, sondern durch handfeste städtische Identitätspolitik, die nach 1945 einen erneuten Höhepunkt erlebte. Österreich betrieb kulturellen Wiederaufbau und verpasste sich mit einer Hauptstadt, in der am allerliebsten musiziert, getanzt und Wein getrunken wurde, ein verarmtes Kleid. Und neben den Bergen war sogleich auch der zweite Grundstein für den Massentourismus gelegt. Die Historikerin und Kuratorin Martina Nussbaumer bezeichnet das Theater um die «Musikstadt Wien» in ihrem gleichnamigen Buch nicht nur als zentral für die städtische Identitätspolitik, sondern auch als «Unique Selling Proposition», als Standortvorteil im internationalen Städtewettbewerb. Zu diesem Buhlen um Standortvorteile gehören eine Menge sinnleerer Marketing- und Bauprojekte, etwa die steuergeldschluckenden Bahnhofsbauarbeiten, aber auch die Neugestaltung der Tonbandansagen in den Wiener Linien – keine schnarrende Stimme mehr durchs Mikrofon, sondern aalglatte und moralisierende Disziplinierung: Sie verzögern die Abfahrt; jemand anderer braucht diesen Platz vielleicht dringender als Sie; wir sind am Ziel. Kürzlich schloss



Rafaela & Charlie: «Die Platzkarten werden absurd oft kontrolliert. Manchmal mehrfach in einer Spielzeit»



Hubert Dangl, Lehrer, beschreibt Straßenmusiker_innen ganz simpel: «Immer auf der Flucht vor den Beamten»



Das Studi-Trio «die trioler» spielt aus Spaß und in Vorbereitung auf die Orchesterkarriere auf der Straße



Marcin & Richard lassen sich von Securitys nicht vertreiben: «You know, money makes all problems disappear»

ein U-Bahn-Fahrer in der Station Westbahnhof die Türen, räusperte sich statt loszufahren durchs Mikrofon und sagte mit dieser betont gelangweilten Stimme, die durch die Schule der Wiener Vorstadt gegangen ist: «Jetzt sog i

Eana amoi vos. Wann Sie mi mit Ihrer vü zspäten Ein- und Aussteigerei sekkieren, fohr i hoid gor nimma weita. Kennan Sie si aussuachn.» Ein freudiges Aufatmen ging durch den Waggon. Wie schön, endlich wieder mal aus tiefstem Herzen und ganz individuell gemaßregelt zu werden!

Während Wien die Kunstarbeit im öffentlichen Raum mit immer neuen Regulierungen immer bürokratischer gestaltet, freut sich der U-Bahn-Stars-Kooperationspartner «Buskers» darüber, «dass nun auch die Kultur- und Musikweltstadt Wien sich der Straßenkunst öffnet». «Buskers», ein Verein, der am Karlsplatz jährlich ein internationales Straßenkunstfestival ausrichtet, will laut Selbstbeschreibung Sprachrohr für Straßenkünstler_innen sein. Ob die Klientel ihm die Projektpartnerschaft mit den Wiener Linien auf der Haben-Seite verbucht, ist fraglich. Kommentare auf der Facebookseite lassen eher auf einen Schuss ins Knie schließen.

«Ich halte gar nichts von dieser Initiative», sagt die Akkordeonistin und Sängerin Maren Rahmann. «Statt windige Castings abzuhalten und damit in bessere und schlechtere Musik zu polarisieren, sollten lieber die Regulierungen gelockert werden.» Tini Trampler stellt Wien überhaupt ein schlechtes Zeugnis aus: «Straßenmusik und -kultur haben hier schon sehr lange keine Tradition mehr.» Trampler hat selbst Erfahrung als Straßenmusikerin, nicht nur in Wien, sondern auch in Paris und Toronto, Städten, die sie der Straßenkunst gegenüber als wertschätzend erlebt hat. Straßenmusik gehört nicht nur zum Stadtbild, findet Trampler, sondern auch zur guten Ausbildung jeder Musikerin: «Man lernt sehr viel auf der Straße. Man muss mit dem Augenblick und dem Publikum umgehen können. Auf den großen Bühnen lernt man das nicht.» Dass ausgerechnet in Wien so eine bochene Kampagne initiiert wird, wundert sie nicht weiter: «Es gibt einfach keine Erfahrung mit Straßenmusik. Es gibt keinen Raum für nomadische Kulturen, sondern nur für Reglementierungen, Lärmbelästigung und Auflagen.»

Musikalisches Bettelverbot. Das bestätigen auch die Erfahrungen, die in der Rechtsberatung der Bettellobby zusammengetragen werden. Hierher kommen Menschen, die fürs Betteln und andere geldeinbringende Aktivitäten auf der Straße bestraft werden. Etwa Sänger_innen, die mit ihrem Gesang den Ausgang «blockieren» und mit hohen Strafen nach dem Eisenbahngesetz belegt werden, oder Leute, deren Musikinstrumente von der Polizei als «Mittel zum aggressiven Betteln» konfisziert werden. So groß scheint der Bedarf an subjektiver Sicherheit dann offensichtlich doch nicht zu sein, dass man die Musizierenden einfach musizieren ließe, auf und unter den Straßen der Musikweltstadt. ■

Kampf ums Kamp-Kraftwerk

Danke, Wasserkraft?

Ob Mur oder Kamp: Energieanbieter versuchen unter dem modischen Motto der «Nachhaltigkeit» höchst fragwürdige Projekte zu verwirklichen. In Rosenberg am Kamp will die EVN das bestehende Kraftwerk durch ein größeres ersetzen. **Jakob Lediger** hat sich angesehen, ob etwas dagegen spricht.

Im Falle des Kamptals geht die Geschichte der Energieausbeutung bis ins Jahr 1907 zurück, als im Auftrag der Stadtgemeinde Horn am Umlaufberg nahe Rosenberg erstmals ein Kraftwerk errichtet wurde; das wird heute durch die EVN (Energieversorgung Niederösterreich) betrieben. Selbige sorgt nun mit Erweiterungsplänen ebendort für Verunsicherung, ist doch vom ursprünglichen Fluss Kamp kaum noch etwas übrig.

Nutzbare Wildnis. Wer kennt sie nicht, die Stauseen von Ottenstein und Dobra? Oder die Anlage bei Thurnberg nahe Wegscheid am Kamp? Diese Bauten aus der Nachkriegszeit haben das betroffene Flusstal und den Fluss selbst einschneidend verändert. «Wir brauchen wilde, ursprüngliche Räume!», meint Clemens Feigel, denn sie seien zum Menschsein unerlässlich. Vom Menschen abgesehen brauchen natürlich auch Tierarten wie Uhu, Schwarzstorch, Eisvogel, Smaragddecke, Würfelnatter, Alpenbock oder Scharlachkäfer einen wilden Kamp. Auch gefährdete Pflanzen seien dort noch zu finden, und eine seltene Hartholzaue wäre direkt durch die höhere Aufstauung gefährdet.

Clemens Feigel betreibt nicht nur die Galerie «Eremitage am Kamp» in Wegscheid, er ist auch Aktivist in der Bewegung Lebendiger Kamp und von der EVN «genervt», weil sie ständig versuche, «den hier frei fließenden Kamp als nicht ursprünglich herabzuwürdigen, nur weil es bereits gelungen ist, vieles zu zerstören. Das hat was

Die Natur ist ohnehin nicht unberührt, also kann man sie genauso gut verbauen



Obszönes. Jeder, der einmal dort gewesen ist, hat die Einzigartigkeit und Kraft dieses Flussabschnitts gesehen und gespürt.»

Dem hält Stefan Zach, seines Zeichens Pressesprecher der EVN, entgegen: «Es handelt sich um einen historischen Wassernutzungsstandort und nicht um ein ursprüngliches, naturbelassenes Ökosystem. Die flussaufwärts gelegenen bereits bestehenden Kraftwerke in Ottenstein, Dobra und Thurnberg beeinflussen die Wasserführung des Kamp. Die derzeit bestehende rund 13 Kilometer lange Flussstrecke ist deswegen anders zu betrachten als eine völlig unberührte Naturlandschaft.»

Kämpfe um den verbliebenen Kamp sind nicht neu. In den Achtzigern und Neunzigern des letzten Jahrhunderts wurden zwei enorme Bauvorhaben nur durch massiven Widerstand der Bevölkerung und Beteiligung eines Boulevardblattes verhindert. Selbst Stefan Zach bezeichnet diese beiden Bauprojekte aus heutiger Sicht als «überzogen».

Klimaschutz und Ökoschmäh. Danach herrschte Ruhe. Trügerische Ruhe für die Bewegung Lebendiger Kamp, denn im Jahr 2011 machten erste Gerüchte über neue Kraftwerkspläne die Runde. Gerüchte, deren Wahrheitsgehalt seitens der EVN bis 2015 stets bestritten wurde. Petitionen, die sich bereits damals gegen eine Erweiterung nahe Rosenberg ausgesprochen hatten, hatte die EVN als «bar jeder Grundlage» von sich gewiesen. Schließlich wurde die Öffentlichkeit im Jahr 2015 von der EVN zu einer Informationsausstellung nach Rosenberg geladen, um nun doch über bauliche Vorhaben zu berichten. Stefan Zach: «Im Wesentlichen wurden mehrere mögliche Modernisierungsvarianten vorgestellt, die Stellungnahmen verschiedener NGOs wie WWF, Naturschutzbund, BirdLife und RiverWatch miteinbezogen. Der ökonomisch optimierten Variante wurde eine ökologisch optimierte Variante, der wir im Übrigen

den Vorzug geben, gegenübergestellt. Die Meinungen der NGOs dazu gingen erheblich auseinander. So tritt der WWF etwa für eine ersatzlose Demontage des bestehenden Kraftwerks ein. Das ist für uns aus Gründen des Klimaschutzes ausgeschlossen. Andere NGOs sehen das viel pragmatischer und sind uns da inhaltlich auch viel näher.»

Das betroffene Gebiet zählt zu den durch «Natura 2000» geschützten Arealen und ist somit Bestandteil eines Netzes von Schutzgebieten innerhalb der EU, das seit 1992 nach den Maßgaben der Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie (Richtlinie 92/43/EWG) in Entwicklung ist. Neubauten sind hier grundsätzlich nicht gestattet. Ausbauten nur im Sinne einer ökologischen Verbesserung erwünscht. Clemens Feigel sieht solche Verbesserungen in den Plänen der EVN nicht gegeben: «Die Richtlinien für solche Schutzzonen stellen klar: Bei allen Eingriffen ist nicht nur eine Verschlechterung zu vermeiden, sondern eine Verbesserung das Ziel! Neben der Aufstauung ist zudem besonders die geplante eineinhalb Meter tiefe Ausbaggerung stromabwärts nach der Staumauer – die die Fallhöhe des Wassers erhöhen soll – sehr problematisch. Der Fluss wird danach über einen Kilometer fast stehend und weiter flussabwärts träge sein. Wenn die EVN nun ihre «ökologisch optimierte» Variante als Kompromiss mit den Naturschützern verkauft, ist es eine Mogelpackung. Die Naturschutzverbände sind alle gegen diesen Ausbau. Sie haben deutlich Kritik dargelegt, berücksichtigt sehen sie davon jedoch nichts.» Wenn die EVN jetzt großzügig darauf verzichte, die ökonomische Maximalvariante einzureichen, sei das kein Kompromiss, meint Feigel: «Diese Variante hätte niemals eine Bewilligungschance gehabt und hatte eher Schockfunktion, damit die «ökologisch optimierte» Variante als solche verkauft werden kann. Und selbst die Bewilligung dieses Ökoschmähs setzt gehörig Willfähigkeit beim Land NÖ voraus.»



Foto: Clemens Feigel

Die Argumentation des Kraftwerksbetreibers für den Ausbau von Rosenberg setzt beim Wasserrecht an, das im Jahr 2026 ausläuft. Bis dahin seien ökologische Maßnahmen wie zum Beispiel moderne Fischeaufstiegshilfen erforderlich. Davon abgesehen verweist die EVN darauf, dass für die von der Modernisierung betroffenen Gebäude kein Denkmalschutz bestehe. Und wie würde sich nun die ökologisch optimierte Variante auf den Stauraum auswirken? Stefan Zach spricht von einer Vergrößerung des Stauraums von «nur» 300 Metern auf rund einem Kilometer Gesamtlänge. «Die EVN muss die Auflagen erfüllen, sonst verliert sie das Nutzungsrecht», lautet dazu der Kommentar von Clemens Feigel. Der Künstler und Aktivist kann auch der Forderung vom WWF und von RiverWatch viel abgewinnen, nämlich einen Durchbruch zu machen und dieses Kleinkraftwerk aufzugeben. Das koste fast nichts und bringe dem Fluss viel. «Stellen Sie sich vor, ein Privater sagt

der Behörde: «Ich erfülle diese Auflage nur, wenn ich mehr verdiene!» Nicht vorstellbar! Und wir als Konsumenten stützen mit der Ökoabgabe solche Projekte!»

Außerdem ist ihm ein Dorn im Auge, dass der Wegebau für das Kraftwerk verharmlosend dargestellt wird, obwohl ihm ein hübsches Ensemble zum Opfer fällt: «Die bestehende Fußgängerbrücke zum historischen – leider noch immer nicht geschützten – Bau ist charmant. Eine neue Brücke für LKW wird hier, in diesem ruhigen Tal, wohl anders wirken.»

Aus für den Ausbaustopp? Die Präsentation der EVN im Jahr 2015 machte klar, dass schon seit Längerem hinter verschlossenen Türen an rechtlichen Möglichkeiten getüfelt wurde, den bestehenden Ausbaustopp der Wasserkraft am Kamp zu beenden. Waren die wiederholten Dementi davor politischen Motiven geschuldet? Die Problematik der

«Hürde weg vom Kamp», würde die EVN ergänzen, die vom Ausbau träumt. Das Original aber heißt: «Hände weg!»

Flussbettausgrabung ist aber auch der EVN bewusst. Für den Stromversorger ist laut Unternehmenssprecher «die Modernisierung des Kraftwerks Rosenberg ein vergleichsweise kleines Projekt für eine Umweltverträglichkeitsprüfung», die durchaus gutgeheißen werde. Er kündigt auch an, «alle dafür erforderlichen Unterlagen vorzubereiten».

Wie auch immer. Widerstand ist formiert, auch mit Hilfe von künstlerischen Mitteln, so hatte der Kunstraum «Eremitage am Kamp», der auch Teil der Aktionsgruppe Lebendiger Kamp ist, zum Fotowettbewerb «Das Leben ist ein freier Fluss» aufgerufen. Die Resonanz ist für Clemens Feigel ermutigend gewesen. «Neben medialer Berichterstattung kam es zu einem regen Austausch bei der gut besuchten Ausstellung und zu einer Vernetzung in den Sozialen Medien. Die Aufmerksamkeit gegenüber der Absurdität dieses Bauprojekts durch die EVN ist gewachsen.»

NSU zwischen Verfassungsschutz, Gerichtssaal und Theater

«Es ist eine Welt zusammengebrochen»

Kunst, Justiz und NSU. In Cannes bekommt Fatih Akins NSU-Film «Aus dem Nichts» eine Auszeichnung. In Wien werden die «NSU-Monologe» inszeniert, am Kölner Schauspielhaus das Tribunal «NSU-Komplex auflösen». Aus Köln berichtet **Dieter Alexander Behr**, was Kunst zu leisten versucht, wenn Politik und Justiz versagen.



Man möchte es kaum glauben: Der deutsche Staat soll über Jahre hinweg aktive Neonazis gedeckt und bezahlt haben? Mitarbeiter_innen des Verfassungsschutzes hätten von den Morden der rechten Terrorzelle «Nationalsozialistischer Untergrund» (NSU) nicht nur gewusst, sondern aktiv dazu beigetragen? Diese Fragen lagen dem Tribunal «NSU-Komplex auflösen» zugrunde, das Mitte Mai im Schauspielhaus Köln stattfand. Gefordert wurde Gerechtigkeit – und die Aufklärung der Hintergründe für die zehn Morde, die die Terrorgruppe NSU in den Jahren 2000 bis 2007 mutmaßlich begangen hat. Die Mehrzahl der Ermordeten entstammt migrantischen Familien.

Der Anspruch, unversehrt zu sein. Seit über vier Jahren läuft in München ein Gerichtsprozess gegen fünf Neonazis, die die Taten begangen haben oder involviert gewesen sein sollen. Der enge Fokus des Prozesses auf wenige Personen würde jedoch außer Acht lassen, dass sich der NSU auf ein breites Netzwerk stützen konnte, meint unter anderem Esther Discheit, Professorin für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien, die aktiv am Tribunal teilnahm: «Es bleibt damit offen, ob weitere Täter in der Bundesrepublik unterwegs sind. Deshalb ist es besonders wichtig, das Augenmerk darauf zu richten, dass mit diesem Prozess die Ermittlungen gegenüber Rechtsextremisten und Rechtsterroristen keineswegs als abgeschlossen erachtet werden können.» Man sei die Strafverfolgung nicht nur den Familien der Ermordeten schuldig: «Die Bevölkerung, insbesondere die Menschen mit Migrationshintergrund haben ja einen Anspruch auf Schutz – sie haben einen Anspruch darauf, unversehrt hier leben zu können.»

Lange Zeit hielten die Behörden den Verdacht gegen Angehörige der Opfer aufrecht, sie seien in kriminelle Milieus verstrickt. Die Medien sprachen von «Dönermorden» und unterstellten damit, dass es sich um Gewalttaten innerhalb der türkischen Community gehandelt habe. Doch als das Neonazi-Trio Uwe Mundlos,

Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe im November 2011 nach einem versuchten Banküberfall im thüringischen Eisenach enttarnt wurde, war schnell klar, dass die Behörden über Jahre hinweg wissentlich oder unwissentlich falsch ermittelt hatten.

Fritz Burschel ist in der unabhängigen Beobachtungsstelle NSU-Watch aktiv: «Sind es wirklich nur die vier Männer, die mit Beate Zschäpe auf der Anklagebank sitzen, oder gibt es doch, was viele denken, dutzende, wenn nicht sogar hunderte Unterstützer_innen? Eine der wichtigsten Fragen für uns ist, wie viele gedungene Spitzel des Inlandsgeheimdienstes unter den Unterstützer_innen des NSU waren.»

Wenn der Rechtsstaat versagt. Die Geschichte des NSU reicht bis in die 1990er-Jahre zurück. Als nach dem Fall der Berliner Mauer die rechtsextreme Gewalt sprunghaft anstieg, bildeten sich in den ostdeutschen Bundesländern starke Neonazi-Strukturen heraus. Das Trio Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe ging aus der Neonazi-Szene der ostdeutschen Stadt Jena hervor. Mitte der 1990er-Jahre schlossen sie sich dem «Thüringer Heimatschutz» an, einer Neonazi-Organisation, die wesentlich von Tino Brand mitaufgebaut wurde. Der Rechtsradikale, der aktuell wegen sexuellen Missbrauchs von Kindern und Jugendlichen eine über fünfjährige Haftstrafe absitzt, stand jahrelang im Sold des Verfassungsschutzes und soll insgesamt 200.000 D-Mark, umgerechnet circa 100.000 Euro, erhalten haben. Auf diese Weise flossen Gelder des deutschen Staates in den Aufbau von späteren Terrorstrukturen.

Gegen Ende der Neunzigerjahre radikalisierten sich Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe und gingen schließlich in die Illegalität. Bis

Hat der deutsche Staat aktive Neonazis gedeckt und bezahlt?



zum Jahr 2003 gab es gegen das Trio einen Haftbefehl, der jedoch seltsamerweise wieder eingestellt wurde. Neben den Terroranschlägen und Morden organisierte das Trio in den Jahren 1998 bis 2011 mutmaßlich fünfzehn Raubüberfälle, vornehmlich auf Banken.

Im Juni 2004 verübte der NSU vor einem türkischen Frisörladen in der Kölner Keupstraße ein Nagelbombenattentat, mehrere Menschen wurden schwer verletzt. Die Keupstraße, nur wenige Minuten vom Schauspielhaus Köln entfernt, ist symbolträchtig für das deutsch-türkische Leben der Stadt. Doch nach dem Anschlag wurden die Anwohner_innen der Keupstraße jahrelang drangsaliert und in Verhören gedemütigt. Der Lehrer und Musiker Kutlu Yurtseven, der unter anderem in der «Microphone Mafia» rappt, wuchs in diesem Stadtteil auf. Er ist eng mit der Keupstraße verbunden. «Von der ersten Generation Migrant_innen haben viele den Putsch in der Türkei miterlebt. Für die war Deutschland immer DER Rechtsstaat. Mein Vater fuhr immer in die Türkei und sagte: «Was hier in unserer Heimat alles abgeht, das könnte in Deutschland nie passieren.» Für diese Menschen ist nach dem Attentat eine Welt zusammengebrochen.»

Zum Abschluss wurde im Kölner Schauspielhaus ein «Manifest der Zukunft» veröffentlicht. Bleibt zu hoffen, dass das Tribunal einen realen Einfluss auf den Verlauf des Gerichtsverfahrens in München haben wird.

i Tribunal NSU-Komplex auflösen:
www.nsu-tribunal.de

Die NSU-Monologe:
14. Juni, 20 Uhr
TU Wien Informatikhörsaal, 4., Treitlstraße 3

Schulden der Gemeinde Wien

Flugzeugträger oder Krankenhaus

Metropole in der Miesen. Über zehn Milliarden Euro beträgt der Schuldenstand der Gemeinde Wien, wenn man die Verbindlichkeiten der Kommune und der gemeindeeigenen Unternehmungen addiert. Ist das schlimm? **Clemens Staudinger** hat sich die Wiener Finanzen angesehen.

Vielschichtige Betrachtungen auf unterschiedlichen Ebenen werden möglich, wenn die Rede von den Schulden der Gemeinde Wien ist. In regelmäßigen Abständen poppt das Thema im heimischen Boulevard auf, und meist wird der Umstand, dass sich eine Kommune nicht nur aus Steuererträgen finanziert, sondern zusätzlich Geld am Finanzmarkt aufnimmt, negativ kommentiert. Auf der einen Seite wird gegen hohe Steuerbelastungen argumentiert, gleichzeitig hört das Publikum das ewige Mantra konservativer Ökonomen_innen gegen eine zu hohe Verschuldung der öffentlichen Hand. Der Zusammenhang zwischen (fehlender) Steuerleistung und Verschuldungsnotwendigkeit bleibt unerwähnt. Damit kein Missverständnis entsteht: Im Fokus jener, die sich um eine zu hohe Steuerbelastung sorgen, stehen nicht Massensteuern wie Lohn- oder Mehrwertsteuer, sondern Körperschafts- und Einkommenssteuern – also Steuern, die sich aus den Gewinnen von Unternehmungen ergeben.

Woher kommt's, wohin geht's? Finanziert werden Österreichs Bundesländer und Gemeinden mittels Abgaben, die selbst eingehoben werden (Kommunalsteuern), Tarifen, die für Dienstleistungen anfallen, und Zuweisungen aus

Weniger Inserate könnten helfen, Schulden zu tilgen



Steuermitteln des Bundes (Finanzausgleich). Letztere machen etwa 44 Prozent des Wiener Haushalts aus.

Aktuell beträgt der Schuldenstand der Gemeinde Wien rund 6,5 Milliarden Euro. In dieser Summe sind Verbindlichkeiten des Wiener Krankenanstalten Verbunds, der Wiener Linien und des Wiener Kanalnetzes nicht enthalten. Werden die Debetsaldos dieser gemeindeeigenen Unternehmungen zum Gesamtschuldenstand dazugerechnet, ergibt sich ein Obligo von über zehn Milliarden Euro.

Das Gesamtbudget der Stadt Wien sieht für 2017 Einnahmen von 12,82 und Ausgaben von 13,39 Milliarden Euro vor. Der größte Ausgabenbrocken des Wiener Budgets sind die Personalkosten mit 2,8 Milliarden Euro. Demgegenüber wurden im Jahr 2016 1,6 Milliarden Euro für Investitionen veranschlagt. Die Entwicklung des Schuldenstandes der letzten zehn Jahre zeigt, dass die Finanzierungsnotwendigkeiten in jenen Jahren wesentlich anstiegen, in denen die Erträge aus dem Finanzausgleich zurückgingen.

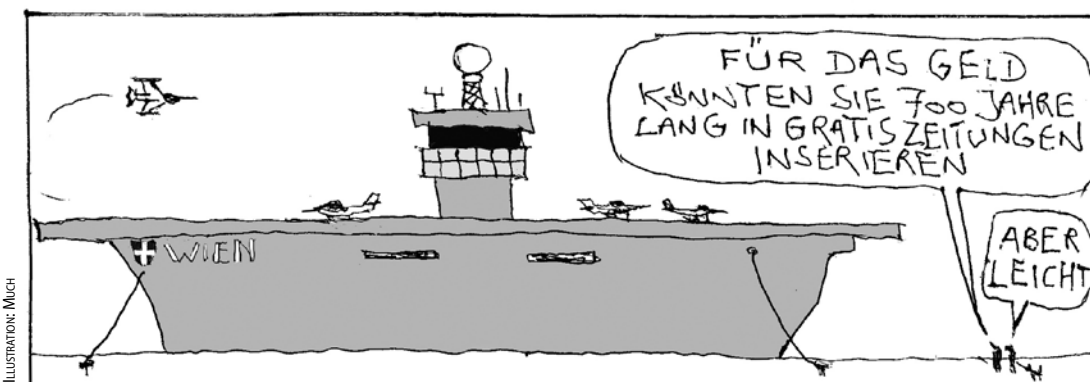
Die Privatisierung der «Z». 1,7 Milliarden Euro der Verbindlichkeiten werden in Frankenkrediten gehalten. Weil sich diese Finanzierungen entgegen den ursprünglichen Annahmen betreffend Kurs- und Zinsgewinne in eine negative Richtung entwickelten, werden die Verbindlichkeiten in Eurokredite konvertiert. Auch hier zeigt sich eine langfristige Folge der Privatisierungen zum Ende des vergangenen Jahrhunderts: Einst war die Gemeinde Wien Eigentümerin der «Zentralsparkasse der

WIENER WIRTSCHAFT
KURIERT VON
MARTIN BIRKNER
& **CLEMENS STAUDINGER**



Gemeinde Wien». Diese Bank diene unter anderem dazu, der Kommune als Kreditgeberin zur Seite zu stehen. Zins- und Gebührenerträge (die auch bei einer Kreditumwandlung anfallen) dieses Institutes flossen als Gewinn dieser Bank in gemeinnützige Ambitionen der Stadt. Dann wurde die Bank privatisiert, Gewinne fließen an die Aktionär_innen. Verkauft wurde die Bank mit Zustimmung der sozialdemokratischen Abgeordneten im Wiener Gemeinderat, die ÖVP jubelte, weil eine alte Forderung erfüllt wurde, und erklärte die Privatisierung zu «einem Meilenstein intelligenter Wirtschaftspolitik».

Otto Normalversteher. Die 6,5 Milliarden Euro Schulden sind auf den ersten Blick eine gewaltige Summe. Wie bemüht sich nun beispielsweise die «Kronen Zeitung», ihren Leser_innen diesen Haufen Geld anschaulich zu machen? Wer erwartet, es folge eine Liste von Investitionen der Gemeinde in Infrastrukturprojekte wie Krankenhäuser, Altenheime, Straßen- oder U-Bahnen, irrt. O-Ton «Krone»: «Diese Zahl ist so enorm, dass sie für Otto Normalverbraucher kaum noch greifbar ist. So könnte man dafür mehr als 100 Eurofighter-Jets anschaffen oder zehn Flugzeugträger der Nimitz-Klasse vom Stapel laufen lassen. Außerdem könnte man damit mehr als 24.000 Einfamilienhäuser bauen oder unglaubliche 540.000 Kleinwagen kaufen.» Den Leser_innen wird als «Otto Normalverbraucher» also unterstellt, sie könnten wirtschaftliche Zusammenhänge nicht verstehen. Und ein delikater Aspekt der Schuldenituation Wiens bleibt im Boulevard sehr gerne unerwähnt: Regelmäßig entscheiden sich sozialdemokratische Verantwortungsträger_innen im Wiener Rathaus dafür, Inserate und die dafür notwendigen Geldsummen in Richtung Boulevard zu schicken; der Schuldenstand erhöht sich, ganz ohne Infrastrukturprojekte. Und der guten Ordnung halber: Auch das Schließen von Steuerschlupflöchern (z. B. Unternehmensgewinne per Lizenzgebührenzahlungen in Steueroasen zu transferieren) würde auf die Schuldenituation entlastend wirken.



GEHT'S MICH WAS AN?

Wenn ein Deportierter in Afghanistan erschossen wird

Farhad war 29, als er starb. Zwei Jahre zuvor war er aus Afghanistan nach Deutschland geflüchtet. Sein älterer Bruder hatte dort Schutz gefunden. Aber die Lage hatte sich seither geändert. Farhads Asylantrag wiesen die deutschen Behörden ab. Die EU hatte nämlich mit der korrupten afghanischen Regierung ein Rücknahmeabkommen geschlossen. Einen Teufelspakt.

Farhads Vater hatte in der kommunistischen Zeit als Offizier gegen die vom «freien Westen» hochgerüsteten Islamisten gekämpft. Nach deren Machtergreifung war er in den Iran geflüchtet und später, nach dem vermeintlichen Sturz der Taliban, in seine Heimatregion Herat zurückgekehrt. Wo die Taliban jetzt wieder auf dem Vormarsch sind.

Farhad wurde am 14. Februar 2017 von Deutschland in die afghanische Hauptstadt Kabul deportiert. Dort soll es ja sicherer sein als anderswo in Afghanistan. Obwohl es täglich Bombenanschläge gibt. Farhad kannte niemanden in Kabul. Er konnte keine Arbeit finden. Unzählige junge Männer, Abgeschobene ebenso wie Binnenflüchtlinge, suchen dort vergeblich Arbeit. Sie leben auf der Straße, werden drogensüchtig, manche schaffen es, Dealer zu werden, ein gewaltiger sozialer Aufstieg, andere schließen sich den Terroristen an.

Zuerst erschießen sie den Lehrer, der Wissen wichtiger findet als Glauben



Farhad lehnte diese «Alternativen» ab. Er ging in seine Heimatregion Herat, wo seine alten Eltern leben. Er meldete sich freiwillig als «Dorfschützer», um die Menschen dieser Gegend gegen die Taliban zu verteidigen. Sein jüngerer Bruder und sein Cousin schlossen sich ihm an. Keiner von ihnen hatte irgendeine militärische Ausbildung. Sie gerieten am 10. Mai 2017 in einen Hinterhalt der Taliban. Farhad und sein Cousin wurden erschossen, sein Bruder überlebte schwer verletzt.

Der «freie Westen» hat Afghanistan längst abgeschlossen, seine Truppen abgezogen. Das Land war wichtig, solange es dem antikommunistischen Kreuzzug diente. Wenn die Islamisten in den 80er-Jahren ein Dorf vom Kommunismus «befreiten», war der Erste, den sie erschossen, der Lehrer. Weil er den Kindern beigebracht hatte, dass Wissen wertvoller als Glauben ist.

Den jetzigen Kampf gegen die islamischen Faschisten hat der «freie Westen» Menschen wie Farhad überlassen. Farhad ist auch für unsere Freiheit gefallen. Ehre seinem Andenken.

Michael Genner
Obmann von Asyl in Not

TRICKY DICKYS SKIZZENBLÄTTER

Ich kann dir nicht mehr in die Augen sehen, Kleines.



NEUES VON FRAU GSCHISTIBOHAVITSCHKE

Der Brockhaus & die Butterkeks-Gasse

Der Autobus 66A ist das, was die Wiener_innen landläufig eine Verdrusslinie nennen. Dass er sich an den Fahrplan hält, glauben wir eh schon nimmer. Aber neuerdings trickst er sogar die elektronische Anzeige aus. Die zählt runter von 10 auf 1, dann blinken die Sternchen – und dann fängt sie achselzuckend bei 8 wieder an. Ohne dass ein Bus vorbeigeschaut hätte.

bleibt zu hoffen, dass mit der U1-Verlängerung einerseits und dem Ende der A23-Baustelle andererseits wieder Vorhersehbarkeit einkehren möge. Wobei im Raum steht, dass der Bus von Liesing dann nicht mehr bis zum Reumannplatz fahren soll. Und sich alle Passagier_innen für die eine letzte Station zu Markt, Eisgeschäft, Ärzt_innen und Einkaufsstraße aus dem Bus, zur U-Bahn-Station, die Treppe runter und eine Minute später das Ganze wieder hinauf quälen müssen. Was sich nicht nur für Menschen mit Gipshaxen, Rollator oder Kinderwagen mühsam gestaltet. Hoffentlich haben die Verantwortlichen ein Einsehen mit denen, die die Öffis nutzen und finanzieren.

Die Buslinie hat aber auch eine gute Seite. Sie fährt mich nämlich durch die Butterkeks-Gasse. Die heißt natürlich nicht wirklich so, sondern ist benannt nach dem berühmten Gottfried Wilhelm, der Ende des 17. Jahrhunderts als Philosoph und Wissenschaftler wirkte.

Hätten Sie, ohne nachzuschlagen oder zu wischen, gewusst, ob sich der Herr – ebenso wie die Kekse, übrigens – mit oder ohne T schreibt? Er selbst wählte nach einigen Unklarheiten (seine väterlichen Vorfahren kannten sich auch als Leibnütz oder Leibnitz) die Schreibweise Leibniz. Detail am Rande: Zu Wikipedia wischen können Sie nur deshalb, weil Leibniz – neben vielen anderen wesentlichen Dingen – das binäre Zahlensystem entwickelt hat. Ohne welches Sie heute noch im Brockhaus nach ihm blättern müssten. Aber das nur nebenbei.

Offensichtlich waren sich die Wiener Straßenschilder auch uneins. In der Gasse stehen Häuser aus mindestens eineinhalb Jahrhunderten. Die Hausnummernschilder sind genauso alt. Und aus jeder Epoche gibt es Schilder, die die Leibnitzgasse angeben, ebenso wie die richtig geschriebenen.

Auch in der Butterkeks-Gasse kommt das Beste zum Schluss. Bei der Kreuzung zur Troststraße prangt auf dem Gemeindebau-Haus über dem offiziellen Straßenschild «Leibnizgasse», etwa dreißig Zentimeter höher, das Hausnummernschild «Leibnitzgasse 65». Das nenne ich gelebte Toleranz.

Auf das Problem mit der elektronischen Anzeige haben die Wiener Linien übrigens umgehend reagiert: Die Anzeigetafel wurde vor Kurzem abmontiert.

Christa Neubauer

London: Gefängnisbesetzung in der Vorwahlzeit

Gefängniszellen & Luxusapartments

Ein Gefängnis für die Community? Das fordert die Londoner Aktionsgruppe «Sisters Uncut». Ende Mai hat sie das Besucherinnenzentrum des leerstehenden Holloway-Frauengefängnisses besetzt. Sie fordern, dass daraus ein Ort für Betroffene von häuslicher Gewalt wird. «Sisters Uncut haben diesen Raum für die Community von Holloway zurückgewonnen», ist auf dem Transparent zu lesen, das vom Dach ausgerollt wurde. Das «Uncut» im Namen der feministischen Aktionsgruppe ist die Forderung, für die sie steht: keine Kürzungen; die Aktion kommt nicht zufällig knappe zehn Tage, bevor Großbritannien zu den Neuwahl-Urnen schreitet. «Die chaotische Budgetsituation der Konservativen ist schuld an der sinkenden Zahl an Schutzorten in Großbritannien.» Zwei Drittel der Frauen, die Schutz vor häuslicher Gewalt suchen, müssen laut «Women's Aid» zurückgewiesen werden – es fehlt schlicht das Geld, um genügend Räume und Beratung zu unterhalten.

Das Holloway Gefängnis soll laut Medienberichten in Luxuswohnungen für Gutbetuchte umgewandelt werden. Nicht nur die Immobilienentwicklung für Reiche, die Abwendung vom sozialen Wohnbau und die Kürzung in der Gewaltbetroffenenhilfe kreiern die Aktivist_innen an: Als ebenso großes Problem machen sie am Beispiel Holloway fest, dass das



Foto: Sisters Uncut

Gefängnis nicht geschlossen wurde, weil die Gefangenzahlen zurückgehen, sondern weil «Megagefängnisse» in ländlichen Gebieten gebaut werden, die mit ihrer inexistenten Verkehrsanbindung die Isolation der Gefangenen noch erhöhen.

lib

www.sistersuncut.org

Sachbuch: Plädoyer gegen die Romantik

Fremdsein als Freiheit

Künstlerische Avantgarden und politische Bewegungen schrieben gerne welche: Manifeste. Meist also ein Produkt kollektiver Anstrengungen. Die Autorin und Künstlerin Marie Rotkopf verfasste ihres alleine – und dennoch vielstimmig. «Antiromantisches Manifest» nennt sie es, und was es sein soll, ist nichts weniger als eine Waffe. Eine «poetische Waffe», mittels derer sie sich gegen die von ihr festgestellte Romantisierung in Deutschland und Europa wehrt. Sie versteht diese als Weiterführung der deutschen Romantik des 19. Jahrhunderts, in der man sich mit realpolitischen Gegebenheiten nicht befassen wollte, sondern in Innerlichkeit zurückzog. Deutschland, so die 1975 in Paris geborene Autorin, glaube, sich jetzt «romantisch einrichten» zu können und die Schuldfrage nicht mehr stellen zu müssen. Heimat und Nation, das gehe jetzt wieder, es werde getan, als müssen Antisemitismus und Rassismus nicht mehr benannt werden. Durch die Zusammenstellung unterschiedlicher Textsorten wie theoretische Schriften, Zitate, Tagebucheinträge und Kurzgeschichten schreibt Rotkopf für Solidarität und gegen Zugehörigkeit, gegen die USA

und gegen Deutschland, für Feminismus und gegen Post-Feministinnen, gegen die Verblendung und für die «Verbundenheit mit dem Realen», gegen «Toleranz» und fürs Fremdsein. «Fremdsein ist unsere Möglichkeit, es ist der Schutz gegen romantische Lügen, gegen die mittelmäßige Akzeptanz der harten Macht». Mitunter tut das weh, die Sprache ist hart, hämmernd, anklagend, selbstbewusst. Manchmal auch sloganlike, oft polemisch, humorvoll, politisch und persönlich, teilweise weich, immer poetisch. Nicht immer werden konkrete Lösungen präsentiert, manches klingt nach Verschwörungstheorie, etwa wenn die «Schlampen» der USA recht brachial zusammengefasst werden. Dennoch, Freund_innen konzeptuell-experimenteller Theorie-Literatur werden auf ihre Kosten kommen. Mit Liebe statt Angst. Lachend und revoltierend.

RW



Marie Rotkopf:
Antiromantisches Manifest
Edition Nautilus 2017, 144 Seiten
14,90 Euro

VOLLE KONZENTRATION

Gratulation

Ja, der Schmäh ist ein bissi platt, aber warum nicht: Alles Gute zum 10. Geburtstag, liebes Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch! Dieses nach eigenen Angaben «weltweit einzigartige Museum», das den Kampf und den Weg zur selbstbestimmten Sexualität dokumentiert, leistet einen wichtigen Beitrag: Aufklärung, Verhütung und Abtreibung wurde und wird Frauen nicht leicht gemacht, viele starben und sterben immer noch aufgrund von fehlendem Zugang zu sicheren, legalen und billigen Methoden. Viele müssen immer noch soziale Ächtung fürchten. In diesem Sinne: Danke für die notwendige Arbeit!

www.de.muvs.org

Kommunikation

Wie können gehörlose Menschen ihre Rechte durchsetzen? Welche Verbesserungen braucht es? Darüber diskutieren Lukas Huber vom Österreichischen Gehörlosenbund (ÖGLB), Andrea Ludwig vom Klagsverband und Matthias Fenkart von equalizeit bei der Veranstaltung «Zeichen setzen. Diskriminierungsschutz für gehörlose Personen» am 13. Juni um 18 Uhr im Haus des ÖGLB, 10., Waldgasse 13.

www.oeglbt.at, www.klagsverband.at

Migration

Man kann es in Zeiten der rhetorischen und realen Grenzzäune als positiv hervorheben, wenn eine Stadt ein Migrationsarchiv gründet. Noch dazu eine Stadt, die als konservativ gilt, in dem Fall Salzburg, die in Kooperation mit der Universität Salzburg ihre Migrationsgeschichte nun wissenschaftlich aufarbeiten will. Grundtenor laut den Verantwortlichen: Migration ist der Normalfall, hat immer stattgefunden und die Stadt maßgeblich geprägt, etwa auch architektonisch.

www.stadt-salzburg.at/migrationsarchiv

Information

Wer Asyl beantragen will, hat einen komplizierten Weg vor sich. Den «Videowegweiser durch das österreichische Asylverfahren» bietet die Plattform Rechtsberatung für Menschenrechte auf ihrer Homepage nun in acht Sprachen: Arabisch, Dari, Deutsch, Englisch, Französisch, Pashtu, Russisch und Somali. Der Wegweiser erklärt möglichst einfach notwendiges Basiswissen für Betroffene und Unterstützer_innen, ersetzt aber, wie betont wird, individuelle Rechtsberatung nicht.

www.plattform-rechtsberatung.at/videowegweiser

DANNEBERGPREDIGT

Tischlein deck dich ...

Was auf den Tisch kommt, wird gegessen – diese Zeiten sind zum Glück vorbei. In unseren Breiten kann sich heute kaum jemand vorstellen, nicht genug zu essen zu haben. Allenfalls so alte Leute wie ich erinnern sich an die hungrigen Nachkriegsjahre. In nicht so begüterten Familien wie in meiner war der verstohlene Blick auf den Nachbarteller üblich: der Vater, die Brüder, dann meine Schwester und ich, und ganz zum Schluss die Mutter, deren Teller gefüllt wurden. Die Essenshierarchie drückte sich in der Menge, der Abfolge und den Kalorien der Speisen aus. Esel, streck dich.

Die Verteilungshierarchie hat sich bis heute gehalten. Frauen bekommen weniger. Frauen bekommen zum Schluss. Trotz Überfluss. Dies drückt sich in den wirtschafts- und parteipolitisch servierten Eintöpfen aus. Statistisch am Ende der Skala des Reichtums sind Frauen mit knappen Ressourcen nach wie vor für das (Über-)Leben ihrer Nachkommen verantwortlich: Care-Arbeit, Teilzeitleösungen, Karriereabbruch – wir kennen das lange Lied des erzwungenen weiblichen Verzichts, das nun neuerlich von einem Frauenvolksbegehren besungen wird.

Ungerechte Verteilung macht hungrig

Die 3. Feministische Tischgesellschaft, bei der Frauen aus Initiativen und Organisationen (das nächste Mal am 10. Juni, 13 bis 17 Uhr in der Mariahilfer Straße, www.20000frauen.at) den Tisch im öffentlichen Raum decken, serviert heuer «die Überzeugung, dass alle Menschenleben gleich viel wert sind und dass alle Menschen ein Anrecht auf ein gutes Leben haben. Die Barbarei des Krieges, die neoliberalen Arbeitsverhältnisse und die Zerstörung der Natur schaffen unmenschliche Lebensbedingungen, die die Welt in einen Kollaps treiben.»

Wenn wir von der Hungersnot in Somalia hören, ist das weit weg. Wenn Flüchtlinge aus diesem Land trotz unüberwindbarer Hürden es schaffen, bei uns zu landen, sind sie nur Wirtschaftsflüchtlinge. Wenn gerade der größte Waffendeal zwischen Saudi-Arabien und den USA in Höhe von 340 Milliarden Euro abgeschlossen wurde, wissen wir, dass (Bürger-)Kriegsgerät Hunger macht. Hunger auf Macht, auf Land, auf Nahrung. Knüppel aus dem Sack!

Bärbel Danneberg



FOTOS: SYSTEM CHANGE NOT CLIMATE CHANGE

Klimacamper_innen gegen die 3. Piste Rote Linie, grünes Problem

Do not cross the red line! Irritiert zieht eine ältere Frau ihren Rollkoffer vor den Gesichtern der liegenden Menschen vorbei. Noch vor kurzem haben die 80 Aktivist_innen in roten Anzügen eine Menschenkette quer durch die Ankunftshalle am Flughafen Wien-Schwechat gebildet, bis sie wie Dominosteine umgefallen sind. Jetzt

formen ihre Körper eine rote Linie. Währenddessen wird vom ersten Stock der Halle ein Transparent abgeseilt: «Keine 3. Piste» ist darauf zu lesen. Vereinzelt steigen Passagier_innen über die eindrucksvoll lange Menschenkette. «Diese rote Linie ist ein Symbol, das bedeutet: Bis hierher und nicht weiter!», sagt eine der Aktivist_innen. «In Zukunft werden hoffentlich vermehrt rote Linien gezogen werden. Wachstum kann nicht unendlich sein, und wir müssen diskutieren, wo die Wachstumsgrenzen liegen.»

Die Aktion fand im Rahmen des zweiten Klimacamps in Enzersdorf an der Fischa statt. Sie richtet sich in erster Linie gegen die umstrittenen Pläne der Flughafenerweiterung; in Workshops und Diskussionsrunden wurde Klimagerechtigkeit aber viel breiter diskutiert: «Mit dem Murkraftwerk in Graz und der 3. Piste bei Wien kann man fast alles erklären, was in Österreich im Bereich Klima- und Energiepolitik falsch läuft», fasst der Sprecher des Klimacamps zusammen: «Die Flughafenerweiterung ist ein klassisches fossiles Großprojekt, das von Industrie, Bauwirtschaft und Politik forciert und – koste es was es wolle – durchgesetzt werden soll. Statt Solar- und Windkraft wird seit Jahrzehnten vor allem die Wasserkraft gefördert, mit allen ihren naturschädigenden Auswirkungen, und insbesondere in Graz auch mit ihren negativen sozialen Folgen.» Die Energie- und Klimastrategie der Regierung verspricht keine Besserung: Von Energieeinsparung, einer tatsächlich realisierbaren und dabei ökologischen und sozialen Lösung ist dort gar nicht erst die Rede.

Christof Mackinger



1	2		3		4		5	6	7	8	9
					10						
11		12		13							
14								15			
16			17					18		19	
20					21						
22					23						
24			25	26				28	29		
		30		31	32						
	33		34								
35											
37											

WAAGRECHT: 1. sozusagen göttliches Zusammentreffen, bei uns meist am Sonntag und vorwiegend am Lande 10. ist es in etwa dasselbe wie die Stimmlage: Stimmen und Instrumente werden danach sortiert 11. die zeitlich ersten gedruckten Ausgaben eines Werks 14. 2008 bis 2012 war er Russlands Präsident 15. dieses Spiel ist das Finale: aus und Schluss! 16. ein kurzer Nachsatz unter Briefen 17. spezielle Veranstaltungsorte für Wettkämpfe 19. liegt mitten im Meer 20. die Führerscheinprüfung beginnt – und ist hoffentlich erfolgreich 21. pommersch-rügisches Adelsgeschlecht stellte viele Landvögte auf Rügen 22. In Salzburg liegt die österreichische Gemeinde, in der Karajan lebte und Muti lebt 23. steht für die Thyssen Edelstahlwerke 24. Nein danke, unhöflich kurz 25. lateinisches Wörtchen verbindet 27. Präteritum: fahren 31. die Schauspielerin Ott und die Schriftstellerin Jelinek tragen denselben Vornamen 33. ein Getränk aus einer Karaffe ausschenken 35. ziemlich unsinnig, wenn frau Wasser in es tragen will 36. liegt in jedem Seebad 37. ziemlich plan- und richtungslos

SENKRECHT: 2. Meerenge zwischen Dänemark und Schweden 3. anhand dieser Waffe kann der Mörder überführt werden, wenn man sie denn findet 4. der, der eine akademische Ausbildung macht 5. eines der ältesten Gewürze aus den Tropen 6. König von Israel wurde von seinem Knecht Simri ermordet 7. Maschinenelement wird auf einen Zapfen geschoben 8. segnen, aber etwas durcheinander 9. in der Tendenz 11. ein Fest zur Begrüßung von Gäst_innen 12. Sei demütig!, aber nur kurz! 13. eine (neue) Ära beginnt 18. Initialen eines ehemaligen Diktators Panamas 26. ganz hipp kann der Theodor auch so genannt werden 28. heftige Schläge mit scharfem Gegenstand 29. gehört zur Familie der Hirsche 30. Üb immer dies und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab – Volkslied 32. beginnendes Leben 33. eine Spielzeuggruppe der Firma Mattel – Barbies männliches Pendant 34. Teil aller Allüren – sehr affektiert, dieses Benehmen! 35. Abkürzung für den Monduntergang

Lösung für Heft 436: SEMPEROPER
Gewonnen hat Peter STIRZENBECHER, 1110 Wien
W: 1 DORNROESCHEN 10 EBAY 11 SPEIEN 12 BESTIMMEND 14 EU 15 SPASS 16 MALMOE 19 ARIER 20 DRUESE 22 STEREO 24 RIA 25 ALGENPEST 27 OR 29 UFER 30 NEA 31 STIRNRAD 34 DATL 35 TA 36 PARFUEMIERN
S: 1 DELEGATION 2 OB 3 RAB 4 NYE 5 OST 6 EPISODENFILM 7 CIMA 8 HEESTERS 9 ENNS 13 SOLREG 16 MISA 17 AETLA 18 BEA 21 SITTA 23 REUTTE 26 ERNTE 28 REHA 31 SAU 32 RAR 33 DAN 34 DF

Einsendungen (müssen bis 26. 6. 17 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN, oder verein@augustin.or.at
Um Preise versenden zu können, benötigen wir Ihren vollständigen Namen und Ihre Anschrift.
Beim Kreuzworträtsel der Nummer 437 waren irrtümlich zwei Kästchen, die schwarz sein sollten, nur mit einem «x» gekennzeichnet.
Wir bitten Sie, diesen Fehler zu entschuldigen.

DESPERADO-SCHACH von Häm und Bernleitner

Vor 60 Jahren starb der Wiener Meister Hans Haberditz (1901–1957). Er war ein großer Analytiker und erfand die merkwürdigsten Eröffnungen, seine praktischen Erfolge blieben jedoch gering. Viele seiner Ideen erleben neuerdings eine Renaissance, so z. B. das «aufgelöste Damengambit», über das jüngst ein 288 Seiten starker Wälzer von Alexei Bezgodov erschien.

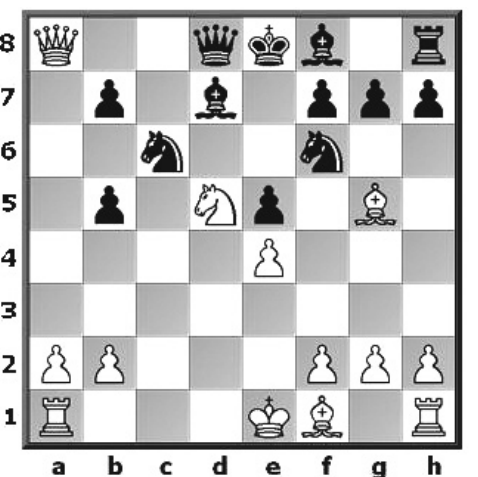
Rautenberg – Haberditz
Wien 1945

1.d4 d5 2.c4 c5!? Das aufgelöste Damengambit! 3.cxd5 Sf6! Haberditzs Idee: Dieser Zug macht das Ganze spielbar für Schwarz. 4.Sf3 cxd4 5.Sxd4 Sxd5 6.e4 Sf6 7.Sc3 e5 Droht mit Damentausch nach Abzug des Springers. 8.Da4+?! Riskant. 8 Lb5+ Ld7 9.Lxd7+ Sbx d7 gleicht aus; auch das scharfe 8.Sdb5!? a6 9.Dxd8+ Kxd8 10.Sa3 b5 11.Lg5 b4 12.Td1+ Ld7 13.Sd5 bxa3 14.Sxf6 Lb4+ 15.Ke2 ist in Ordnung für Weiß. 8... Ld7 9.Sdb5 Sc6 10.Lg5?! Weiß will mehr. Der bescheidene Rückzug

10.Dd1 war angesagt. 10... a6 11.Sd5? Ein Sprung ins Ungewisse. 11.Lxf6 gxf6 12.Sd5 axb5 13.Sxf6+ Dxf6 14.Dxa8+ Sd8 15.Da5 ist unklar. 11... axb5 12.Dxa8

siehe Diagramm

12... Lb4+! Ein böses Zwischenschach! Weiß hatte nur mit 12... Dxa8? 13.Sc7+ Kd8 14.Sxa8 Lb4+ 15.Kd1 gerechnet. 13.Kd1 Dxa8 14.Sc7+ Ke7 15.Sxa8 Txa8 Das ist der Unterschied – Schwarz hat zwei Figuren für den Turm und Entwicklungsvorsprung. Der weiße König sitzt in der Mitte fest und die Türme kommen schwer zum Einsatz. 16.Lxb5 Td8 17.Kc1 Tc8 18.Kb1 h6 19.Lxf6+ Kxf6 20.Tc1 Ke7 21.a3 La5 22.Ka2 Die Türme sind verbunden und in ein, zwei Zügen ist alles in Ordnung für Weiß ... 22... Lb6! Ein kraftvoller Zug, der den Läufer einsatz auf d4 plant. Verfrüht wäre 22... Sb4+? 23.axb4 Le6+ wegen 24.Ka3. 23.f3 Le6+ 24.b3? Verkennt die Tücken der Stellung. Mit 24.Kb1! Le3 25.Tc3 ließ sich Widerstand leisten. Hingegen gibt es nach 24.Lc4



keine Rettung mehr: 24... Sb4+! 25.axb4 (oder 25.Kb3 Sd3 26.Tc2 Txc4! 27.Txc4 Ld4 28.a4 Sxb2) 25... Lxc4+ 26.Txc4 Txc4 mit Mehrfigur für Schwarz. 24... Ld4 Versperrt dem König den Notausgang. 25.Tab1 Sb4+! Der Blitz aus stark bewölktem Himmel. 26.axb4 Ta8+ 27.La4 Txa4 matt.



Kinos außerhalb von Wien (2): Volkskino und Kinomuseum Klagenfurt

Sag mir, wo die Kinos sind ...

Als Kinoland ist Kärnten von eher bescheidener Gestalt. Zwei Highlights, nämlich das Volkskino und ein Kinomuseum, sind in Klagenfurt zu Hause. **Chris Haderer** (Text und Fotos) hat sich an den Wörthersee begeben, um das dortige Licht auf der Leinwand zu inspizieren.

Als Filmland hat Kärnten schon bessere Zeiten erlebt, früher, als der Wörther See nicht komplett verbaut war und sich Franz Antel von Udo Jürgens noch einen Bademantel ausborgen konnte. Die staatlichen Infusionen ins Kärntner Filmbusiness spülen laut der Carinthian Film Commission jährlich mehr als eine Million Euro zurück ins bankrotte Ländle. Es sind in erster Linie Fernsehproduktionen, die hier stattfinden, einige österreichische Kinofilme, die auch woanders spielen könnten (und es trotz der Kulisse oft auch tun) und gelegentlich eine internationale Produktion – allen zusammen gelingt es aber nicht wirklich, den kanaltalwärts wandernden Tourismus auf Dobratschhöhen umzulenken. Immerhin war James Bond

auch schon da: als Timothy Dalton verkleidet in «Der Hauch des Todes».

Dass Kärnten also ein Filmland ist, wie die Kärntner Landes-Kulturgazette «Die Brücke» im Frühjahr selbstbewusst und ohne Fragezeichen titelte, kann man daher gerade noch durchgehen lassen. Ein Kinoland ist Kärnten mit insgesamt sechs Lichtspielstätten (lt. «Standard») allerdings definitiv nicht. Selbst im kleinen Vorarlberg gibt es sieben Kinos und in Tirol sensationelle elf. Mit drei Kinos – zwei Multiplexen und einem liebenswerten Programmokino – ist Klagenfurt sozusagen das Leuchtfeuer der Szene und befindet sich damit auf Augenhöhe mit dem Burgenland. Zwei weitere Kinos sind knapp 50 Kilometer weiter in Villach zu finden, und eines versteckt sich in Spittal an der Drau. Der Rest von

Kärnten ist eine cineastische Wüste, in der Fernsehen, Internet-Streaming und DVDs dafür sorgen, dass Alien & Co. ihre Klientel finden. «Die Brücken von Sarajevo» werden hier aber kaum geschlagen.

Das reduzierte Kino. Egal. Wir sind jetzt in Klagenfurt. Der Bahnhof ist genauso scheußlich wie alles andere, was die ÖBB nach dem Jahr 2000 gebaut hat. Kultur beginnt schon gegenüber dem Bahnhof: Dort steht das Robert-Musil-Museum, in dem auch die Grazer Autorenversammlung gelegentlich herumsitzt. Knappe 500 Meter vom Bahnhof entfernt, in St. Ruprecht, befindet sich das Volkskino. Es sieht nicht aus wie ein Kino, sondern eher wie eine evangelische Kapelle. Die Adresse hilft weiter: Kinoplatz 3. Früher war hier ein wirklich großes Kino, aber jetzt ist das Volkskino nur noch «das ehemalige Foyer des alten Kinos», erzählt Bernhard Gutschier, der heutige Betreiber. In den 90er-Jahren wurde das alte Volkskino in ein Gemeindezentrum umgebaut, was den Platz für einen Kinosaal drastisch reduzierte. Ein großes Foyer,

daneben ein kleines Lokal mit Filmzeitschriften und ein eher intimer Saal, der Studioatmosphäre vermittelt. Seine historischen Qualitäten hat das Volkskino durch den Umbau leider verloren, einen Eindruck vermittelt nur ein Foto des großen Saals, das im Foyer auf einem alten Kino-Projektor steht. «Genau genommen machen wir hier Programmokino ohne Kinosaal», spöttelt Gutschier über die aktuelle Raumnöte. Ursprünglich erbaut wurde das Volkskino im Jahr 1926 als «sogenanntes Stadtteilokino – damals hatte jeder Stadtteil sein eigenes Kino, weil die Mobilität nicht so groß war und die Leute vor Ort versorgt werden wollten». Im Jahr 1987 wurde der Betrieb für vier Jahre eingestellt. Nach der Wiedereröffnung im Jahr 1991 zog zuerst die Programmokino-Initiative ins Volkskino ein, die vom Autor und Filmjournalisten Horst Dieter Sihler (aktuelles Buch: «Mein Kino des 20. Jahrhunderts», Wieser Verlag, Klagenfurt) geleitet wurde. «Vor dem Umbau hatte das Volkskino zwei Säle», erinnert sich Sihler. «Einen großen Saal und einen kleinen. Der große wurde in ein Theater umgebaut, das aber nie wirklich ausgenutzt wurde. Ich hätte ihn gerne übernommen und als kommerzielles Kino geführt, um damit gutes Programmokino im kleinen Saal zu finanzieren.» Es kam anders, und so wurde das geschrumpfte Volkskino 1991 mit dem Filmklassiker «Panzerkreuzer Potemkin» wiedereröffnet. «Sergei Eisensteins Film wurde auch bei der Ersteröffnung im Jahr 1926 gezeigt. Damals war das ein Kampffilm der Sozialisten», sagt Sihler, der die Programmierung des Volkskinos 1998 aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste.

Im Kampf gegen die Großen. Der aktuelle Stand der Dinge bietet viel Luft nach oben: «Mittlerweile ist es auch bei Programmkinos üblich, dass sie mehrere Säle haben. Durch unseren kleinen Saal ist die Programmierung schwieriger, man kann oft nicht mit anderen Kinos mithalten», sagt Bernhard Gutschier. Die beiden anderen Klagenfurter Großkinos, das CineCity (acht Säle) und das Wulfenia-Kinozentrum (sechs Säle), gehören einem Betreiber und bringen es insgesamt auf über dreieinhalbtausend Sitzplätze – das Volkskino hingegen bietet nur Platz für 70 Gäste: «Wir können überleben, weil wir viele Stammgäste haben. Das hilft uns weiter – und natürlich unser Programm, mit dem wir uns von anderen unterscheiden wollen. Bei uns gibt es kein stures Herunterbeten von Startfilmen. Mindestens einmal



Klaus Pertl vom Kinomuseum Klagenfurt: «Kärnten war einmal von einem recht dichten Netz an Kinos überzogen» (S. 17 o.); Bernhard Gutschier erzählt, dass das heutige Volkskino mit 70 Plätzen (Foto S. 16) nur noch im Foyer des ehemaligen ist (S. 17 u.)

im Monat haben wir ein themenbezogenes Sonderprogramm, beispielsweise Menschenrechte, Frauenfilme oder Umwelt.» Es gibt außerdem einen Klassiker des Monats sowie Sonderveranstaltungen mit verschiedenen Einrichtungen bei teilweise freiem Eintritt. «Zwei bis drei Mal im Monat gibt es zusätzlich ein Filmfrühstück, das sehr gut ankommt.» Im Sommer wächst das Volkskino über sich hinaus und wird im Burghof in der Klagenfurter Innenstadt zum Open-Air-Kino: «Dann wird aus der kleinsten Leinwand die größte von Kärnten – mit 140 Quadratmeter Projektionsfläche», sagt Gutschier.

Kinogeschichte en bloc. Szenenwechsel: «Kärnten war einmal von einem recht dichten Netz an Kinos überzogen», sagt Klaus Pertl, der das Kinomuseum Klagenfurt betreibt. «Es gab mehr als 50 Kinos. In fast jeder größeren Stadt war eines.» Die Lage des Kinomuseums könnte malerischer nicht sein, am Lendkanal, kurz bevor die künstliche Wasserstraße beim Schloss Maria Loretto in den Wörthersee mündet. Das Gebäude selbst ist etwas weniger frohsinnig: Untergebracht ist das Kinomuseum nämlich im aufgelassenen Mittelwellensender des ORF. Ein flacher, unauffälliger Bau, ohne jeglichen Charme. Das ist der erste Eindruck von außen. Von innen sieht die Sache völlig anders aus, denn es zeigen sich mehrere liebevoll gestaltete Räume, die sich das Kinomuseum mit dem ebenfalls hier ansässigen Stadtverkehrs-Museum teilt. Pertl, der das Museum aus Leidenschaft betreibt, dokumentiert dort «die Geschichte des Kinos, die sich fast überall in Europa gleich abgespielt hat, mit einem speziellen Fokus auf Klagenfurt».

Die Geschichte des Kinos beginnt im Jahr 1895 mit der ersten Vorstellung in Paris. «Genau elf Monate später, am 29. November, kam das Kino bereits nach Klagenfurt», sagt Pertl. Die Bandbreite seiner Artefakte ist recht groß: Teile des ersten Wanderkinos von Kärnten sind zu sehen; in einem kleinen Vorführsaal werden Filme zur Kinogeschichte gezeigt sowie ein Film aus dem Jahr 1911, der Erzherzog Karl bei einem Besuch in Klagenfurt festhält. «Es ist der älteste noch erhaltene Film, der in Klagenfurt gedreht wurde.» Zu den großen Kalibern der Sammlung gehören unter anderem auch ein alter, aber noch funktionstüchtiger Kino-Projektor, diverse Kameras sowie eine Dokumentation jener Kinos,

Fortsetzung von Seite 17: ... wo die Kinos sind?



die es heute längst nicht mehr gibt. Es gibt viel zu schauen: alte Fotos, Zeitungsausschnitte, eine alte Kinokasse. Kärnten als Film- und Kinoland wird ebenso festgehalten wie die Amateurfilmszene.

Nabel- und Rückschau. Mit dem heurigen Sommerprogramm will Klaus Pertl «ein bisschen Nabelschau betreiben», denn das Kinomuseum feiert seinen zehnten Geburtstag. «Wir wollen an etwas erinnern, das sich im Oktober 1977 ereignet hat. Damals haben sich Filmemacher in Velden zum ersten österreichischen Kinotag getroffen. Das war der Beginn einer langen Reise, die vorerst im Graz des Jahres 2017 mit der Diagonale endet.» Organisator der Filmtage war übrigens der spätere Volkskino-Direktor Horst Dieter Sihler. In Velden waren sozusagen die Held_innen der Branche vertreten, von Axel Corti über Kitty Kino (die damals noch Judith Gschöpf hieß) bis zu Valie Export mit ihrem Vorzeigestück «Unsichtbare Gegner»; Dieter Berner, Titus Lehner, Käthe Kratz, Wolfgang Lesowsky, Lukas Stephanik, Karin Brandauer, Reinhard Schwabenitzky und Mansur Madavy sind nur einige Namen auf einer langen Gästeliste. «Damals wurden 50 oder 60 Filme gezeigt», erinnert sich Klaus Pertl an ein Festival, auf dem viele Weichen für die Zukunft des Österreichischen Films gestellt wurden. Die verschlungenen Wege der Kinotage führten aber weg von Velden, weil die Kärntner Politik Film bis heute nicht als Kulturgut begreift, zuerst nach Kapfenberg und über Wels und Salzburg letztlich nach Graz. Deshalb ist aus Kärnten trotz James Bond und Wörthersee-Filmen nie ein echtes Film- und Kinoland geworden.

1977 verteilten sich 21 Millionen Kinobesucher_innen auf 500 österreichische Kinos. Die Ironie dabei: Schon damals bezeichnete die «Frankfurter Allgemeine» die alpenländische Kinoszene als «dekorativen Leichnam». Heute würde vielleicht ein Vergleich mit «The Walking Dead» naheliegen. ■



Volkskino Klagenfurt
Kinoplatz 3, 9020
Klagenfurt
www.volkskino.net

Kinomuseum Klagenfurt
Wilsonstraße 37, 9020
Klagenfurt
Geöffnet ab 1. Juli
www.kinogeschichte.at

Von der Tradition zur Moderne: Hoop Dance Ein Reifen mit großem Potenzial

Indigene verschiedenster Stämme Nordamerikas versammeln sich in Phoenix, Arizona, um sich im sogenannten Hoop Dance zu messen. Doch der Tanz mit den Reifen ist auch in Österreich wieder populär. **Lucas Jenni** (Text und Foto) besuchte beide Szenen.

Wer bei den Worten Hula Hoop noch an billige Plastikreifen um rock-n-rollende Hüften Petticoat tragender 50er-Jahre-Mädchen oder schweißtreibende Turnstunden denkt, hat bis jetzt nur einen kleinen Teil der Erfolgsgeschichte des Schwingreifens entdeckt. Das seinerzeit noch aus Weide, Rattan oder Weinreben geflochtene runde Sport- und Spaßgerät hielt nämlich schon die Kinder der Alten Ägypter_innen fit und sorgte für reichlich Unterhaltung. Für die antiken Griech_innen hatte die geometrische Kreisform neben sportlichen Beweggründen auch eine göttliche Symbolwirkung. So sieht man beispielsweise die mythologische Figur Ganymed, den «Schönsten aller Sterblichen», auf einer 2500 Jahre alten Vase abgebildet, wie er zur körperlichen Ertüchtigung einen Reifen neben sich hertreibt. Eine transzendente Dimension hat der vielseitige Reifen auch in der Geschichte der Indigenen Nordamerikas, die durch traditionellen Hoop Dance ihre Mythologie erklären, heilende Wirkung entfalten oder einfach für Unterhaltung sorgen.

«Ich tanze, weil dies Teil meines Lebens und meiner Kultur ist», sagt die 15-jährige Nanabah Kadenehii, die mit ihrer schwingvollen Tanzweise das Publikum und die Juror_innen der Hoop-Dance-Meisterschaft im Heard Museum in Phoenix, Arizona, in Staunen

versetzt. Im Hintergrund sitzen sechs Männer um eine große mit Fell bespannte Trommel, die sie im Takt zu ihren gregorianisch anmutenden Gesängen schlagen. Gelernt hat Kadenehii die Reifenkunst von niemandem Geringeren als ihrem Opa Jones Benally, der als Hoop-Pionier und Heiler eine wahre Legende ist. «Ich möchte aggressiv, aber dennoch anmutig erscheinen, schließlich bin ich eine Frau», meint Kadenehii. Ihre Lieblingsfigur ist die Blume, die sie mit bis zu neun Ringen gleichzeitig darstellt. Die symbolische Repräsentation von Figuren ist ein wesentlicher Bestandteil des Hoop Dance. So können Wesen aus der Tierwelt nachgestellt werden, die göttliche Bedeutung und heilende Kräfte haben, wie Adler, Coyote, Schlange oder Schmetterling. Am Ende des Tanzes werden alle Ringe zu einer Kugel zusammengesteckt, die die Erde als vereinigendes Symbol zeigt.

Auch Tony Duncan nimmt den seit 27 Jahren stattfindenden Wettbewerb sehr ernst. Als ehemaliger Hoop-Dance-Meister ist es dem Profimusiker besonders wichtig, diese Tradition in seiner Familie weiterzugeben. Mit Argusaugen wacht er über die Auftritte seiner Frau und seiner zwei Söhne, deren jüngerer erst vier ist. Der Name Duncan steht für Stärke und Können in der Hoop-Dance-Szene, doch dem Familienvater geht es nicht nur ums Gewinnen. «Dieser



Nanabah Kadenehii bei der Hoop-Dance-Meisterschaft im Heard Museum in Phoenix, Arizona

bestens kennt und eigene Kurse und Workshops anbietet. Begonnen hat alles mit einem Reifen, viel Freude und harter Arbeit. Mittlerweile schwingt sie in ihrem Bühnen-Finale sechs Reifen gleichzeitig um ihren Körper. «Multi-Hooping hat es mir angetan. Die Herausforderung, mehrere Reifen gleichzeitig unter Kontrolle zu halten, fand ich besonders faszinierend.»

Neben Reifen mit LED-Beleuchtung arbeitet Lisa auch mit Feuerreifen. Eine Art des Hoopings, das einiges Können voraussetzt. «Die nach außen stehenden Dochte werden in Lampenöl getränkt, dadurch ist der Reifen besonders schwer und verhält sich beim Schwingen etwas anders, woran man sich erst gewöhnen muss», weiß die erfahrene Tänzerin. Wichtig sind auch die richtigen Sicherheitsvorkehrungen wie feuerfeste Kleidung, eine Löschdecke und nasse oder abgedeckte Haare.

Die Hoop-Dance-Meisterschaft in Phoenix ist auch Lisa Looping ein Begriff. Die im Fachjargon als Hoop-Mandalas bezeichneten Reifenformen der Indigenen nennen sie ihre Leidenschaft und Inspiration. Gekonnt studiert sie die einzelnen Tanzschritte der Indigenen, verleiht ihnen ihren eigenen Touch und präsentiert sie schließlich in ihren Bühnen-Shows. Doch auch ihr geht es nicht nur um reine Unterhaltung. Der Tanz mit den Ringen hat auch für Lisa heilende Kräfte. «Hooping bringt Kindheitserinnerungen zurück, verbessert die Durchblutung, strafft das Gewebe, kräftigt die Muskulatur und stärkt den Rücken. Es bringt Wohlbefinden durch inneres und äußeres Gleichgewicht», schwärmt die Reifenkünstlerin über die holistischen Wirkungsweisen dieses oft unterschätzten Geräts. Damit dies nicht so bleiben muss und ein breiteres Publikum davon erfährt, geht die Hoop-Dance-Szene seit geraumer Zeit auch in die Offensive. Lisas Lieblingsprojekt, das sie mit anderen Tänzerinnen aus der Taufe gehoben hat, ist die Austrian Hoop Convention, die heuer bereits zum vierten Mal in Wien stattfindet. Über 80 Teilnehmer_innen aus Österreich und aller Welt treffen sich für ein langes Wochenende voller Hoop-Workshops, einem City-Flashmob und einer Gala-Show. ■

Tanz hat eine heilende Wirkung», weiß der zufrieden dreinblickende Apache. «Er verbreitet Freude unter den Menschen.» Seine Lieblingsform ist der Adler, den er bei seinem Auftritt auch beeindruckend mit weiten Schwingen aus einem Dutzend Reifen darstellt.

Ein neuer Hype in Österreich. Gehoopt wird aber nicht nur unter den Indianern, sondern mittlerweile auch im beschaulichen Österreich. Wieder, müsste man korrekterweise sagen, denn das runde Spielgerät erfreut sich in Europa

seit Jahrtausenden immer wieder großer Beliebtheit. Der letzte große Hype war in den späten 50er-Jahren, als die Neuauflage des Spielgeräts in bunter Plastikform und werbewirksam mit dem exotischen anglo-hawaiianischen Namen Hula Hoop über den Atlantik in die Alte Welt schwappte. Doch auch heutzutage ist der farbige Reifen äußerst gefragt. «Unsere Hoop-Community in Österreich wächst ständig», erzählt die 36-jährige Lisa Looping aus Leobendorf bei Klosterneuburg, die als professionelle Multi-Hoop-Artistin die Szene



Austrian Hoop Convention
11.–13. August
Der Ticket-Verkauf hat bereits
begonnen!
www.hoopconvention.at

Verein «Hula Hoop Austria»
www.hulahoopworkshop.at

Dieser Beitrag wurde von der Tiroler Straßenzzeitung «20er» freundlicherweise zur Verfügung gestellt!

Der Wolf kommt rudelweise zurück. Die Jäger_innen warnen ...

Erlauscht im Jagdmuseum

«Die Gesellschaft ist ganz schön doof. Sie liebt Hunde und hasst Wölfe, obwohl das fast dasselbe ist.» Diese Meinung eines Besuchers, aufgeschnappt im Jagdmuseum Hohenbrunn bei St. Florian, Oberösterreich, kam bei einer Gruppe von Jägern und deren Gattinnen gar nicht gut an. Von **Robert Sommer**.

Wenn in Österreich professionell von Wölfen geredet wird, bleibt der Supergau in Wolfsangelegenheiten nicht unerwähnt: 1882 wurde der Wolf in Österreich ausgerottet. Das letzte Exemplar wurde im steirischen Wechselgebiet erledigt. Natur- und Tierschützer_innen galten damals als nicht ganz dicht, darum stiftete das Verlöschen einer Art nicht gerade Aufregung. Um den ausgestopften Ausstellungswolf gruppiert, war sich die einschlägige Reisegruppe ziemlich einig, dass eine Rückkehr des Wolfes nach mehr als einhundertjähriger Abstinenz problematisch für die Landwirtschaft und das Jagdwesen sei.

Einer der Jäger punktete in der Gruppe mit seiner Kritik an der unter der gebildeten Stadtbevölkerung üblichen «Romantisierung und Idealisierung» des Wolfes, die er nur schwer begreifen könne. Denn dieselben Menschen, die sich gegen Gewalt und soziale Aggression wendeten, verharmlosten die Brutalität eines Wolfes gegenüber seinen Opfern, seien es Rehe, Hirsche, Wildschweine, Gämsen – oder auch Ziegen und Schafe. Der Wolf reißt und frisst, was er erreichen kann, betonte der Wortführer der Waidmänner. Der Todeskampf eines erbeuteten Tieres würde bei vielen Freunden der Wiederansiedlung Übelkeit und Erschrecken hervorrufen. Man solle nicht vergessen, sagte der Hubertus-Jünger, dass mit einem absoluten Wolfschutz kaschierte Grausamkeit verbunden sei. Der Wolfskritiker knüpfte an diese Diagnose Überlegungen psychoanalytischer Art, an die ich mich jedoch nicht erinnern kann.

Jener Besucher, der auf die Diskrepanz in der gesellschaftlichen Bewertung von Hund und Wolf aufmerksam gemacht hatte, verzichtete offensichtlich auf weitere «Provokationen». Dabei hätte er, wäre er bei seinem Hund-Wolf-Vergleich geblieben, gute Argumente gehabt, um den Mythos von der

Aggressivität des Wolfes zu hinterfragen, der die Übertreibung der Gefahren für die Menschen einschließt. Meine Laienhaftigkeit verbot mir, mich in die Debatte einzumischen, die sich vor dem präparierten Museumswolf entfaltete. Was mir auf der Zunge lag, hätte ohnehin nur zu einer inadäquaten Polarisierung geführt: der Todeskampf eines von einem Jäger schlecht getroffenen Rotwilds ist für Betrachter_innen ebenfalls nicht sehr erbaulich.

Wie gefährlich ist der Wolf? In der Streitfrage um das Comeback von Bär, Luchs und Wolf in die heimischen Regionen scheint aber eine reziproke Polemik die Oberhand gewonnen zu haben, die zu einer Diskussionsblockade zwischen Befürworter_innen und Kritiker_innen einer großzügigen Wiederansiedlungs-Förderung geführt hat (wer gegen die Spaltung der Gesellschaft zwischen Arm und Reich und zwischen Patriarchat und Geschlechtergerechtigkeit kämpft, wird die Wolfsfrage als eher sekundäres Problem empfinden). Recherchen sind angesagt. Recherchierend stößt man rasch auf das in seinem Genre führende Norwegische Institut für Naturforschung. Wie gefährlich ist laut deren Expertisen der Wolf für den Menschen? Die Statistik ist nur im ersten Moment beunruhigend: Im gesamten 20. Jahrhundert sind in Europa, Indien, Russland und Nordamerika bei 534 dokumentierten Angriffen 446 Menschen ums Leben gekommen. 90 Prozent der letalen Fälle betreffen jedoch Indien. In den letzten 50 Jahren, die deutlich besser dokumentiert sind als die Zeit davor, starben in Europa nur vier Menschen durch Angriffe von Wölfen.

Wie gefährlich ist der Hund für die Menschen? Aus Deutschland ist folgende Zahl bekannt: Deutsche Ärzte behandeln jährlich 50.000 Bisswunden. Einer österreichischen Statistik zufolge werden in den

Krankenhäusern rund 6000 Verletzungen durch Hunde im Jahr behandelt. Einer anderen Statistik zufolge gab es im Jahr 2015 in Niederösterreich 736 angezeigte Hundebisse, in Wien 250. In den letzten zwanzig Jahren starben in Deutschland, der Schweiz und Österreich zwanzig Personen durch Hundeangriffe, davon die Hälfte durch familieneigene Hunde. Dennoch bejaht bei Umfragen in diesen drei Ländern nur etwa ein Viertel der Bewohner_innen die Frage, ob sie Angst vor Hunden hätten. Angst vor Wölfen ist deutlich verbreiteter.

«Die Jägerschaft wird mit Gift und Galle übersät», heißt es in einem Kommentar in der «Oberösterreichischen Jägerzeitung» zum vermeintlich jägerfeindlichen Mainstream der Medien in Bezug auf die Wiederansiedlungsfrage. «Wer am lautesten schreit, wird gehört»: Die Landesjagdgesellschaften fühlen sich gesellschaftlich in der Defensive, ungeachtet der Tatsache, dass sie zum Teil von Repräsentant_innen der politisch-wirtschaftlichen Elite Österreichs beziehungsweise des wiedererstarkten Adels geführt werden und des politischen Lobbyings kundig sind. Im Bewusstsein dieser pessimistischen bis resignativen Selbstpositionierung der Jägerschaft ohne ich, wie die Reisegesellschaft im Hohenbrunner Jagdmuseum auf Gegenüberstellungen der von Wolf und Hund ausgehenden Risiken reagieren würde: Der Vergleich hinke beträchtlich, mehr noch, die völlig unterschiedliche Quantität von Wolf und Hund schiebe Vergleiche der Angriffshäufigkeit an den Rand jeder Wissenschaftlichkeit.

Dazu muss man wissen, dass Österreich im Schnittpunkt dreier großer europäischer Wolfspopulationen liegt, der italienischen, der dinarischen und der Karpatenwölfe, und dass es in allen dieser drei Wolfsregionen ungefährlich ist, durch Berge und Wälder zu wandern. Denn Wölfe sind ausgesprochen scheue Zeitgenossen.



In Österreich gäbe es Platz für etwa 400 Rudel



Ohne sich dieses Eingeständnisses bewusst zu sein, geben die Lobbyist_innen für den Wolfsabschuss den tatsächlichen Sicherheitsabstand zwischen Wolf und Mensch zu, und zwar durch ihre Forderung an Verwaltungsinstanzen, doch bitte transparent zu machen, wie viele Wölfe sich wo auf österreichischem Gebiet aufhielten. Das lässt nur einen Schluss zu: Wölfe leben derart versteckt, dass sich selbst die heimischen Jäger_innen, die sehr genau Auskunft über Hasen-, Fuchs- oder Wildschweinpopulationen geben können, für inkompetent erklären, die Dimension der «Wolfsplage» einzuschätzen.

Ideale Lebensbedingungen. An Österreichs Schnittpunktfrage scheinen die Bestrebungen von Landwirtschaft und Jagdverbänden, dem zurück-migrierenden Wolf Prügel vor die Füße zu werfen, wohl zum Scheitern verurteilt zu sein. Österreich liegt hinter Finnland und Schweden an dritter Stelle der walddreichsten Länder Europas. Im Zusammenhang mit den sehr hohen Wildichten ergibt dies nahezu ideale Lebensbedingungen für den Wolf. Neueste Einschätzungen der Habitatsignung weisen Österreich als bestgeeignetes Siedlungsgebiet für Wölfe in Mitteleuropa aus. Expert_innen – die freilich von den Jagdgesellschaften nicht als solche anerkannt werden – sind der Ansicht, dass es Platz für etwa 400 Rudel gibt.

Mehr noch als das Wort «Wolf» lässt der Begriff «Wolfsrudel» Emotionen hochgehen. Aus Deutschland, wo es mittlerweile mehr als ein Dutzend Wolfsrudel gibt, wurde bekannt, dass der dortige Bundesjagdverband das Recht einfordert, jeweils den Anführer jener Rudel abzuschießen, die sich systematisch Menschen oder Vieh nähern. Das Tier müsse erschossen werden, damit die anderen im Rudel verstehnen: Es ist geboten, Abstand zu halten. Die

Voraussetzung für die Realisierung eines solchen Programms sei die Erlaubnis, mindestens ein Tier aus diesen Rudeln mit einem Sender zu versehen, und die Lockerung der Gesetze zum Schutz des Wolfes.

Augustin-Leser_innen, die «auf den Geschmack gekommen» sind und sich als Hobby-Wolfsforscher_innen betätigen wollen, würde ich gerne das Truppenübungsgebiet Allentsteig empfehlen – geht aber nicht. In diesem militärischen Sperrgebiet hat der erste Wolfsrudel wieder seinen Lebensraum gefunden. Die Berichte von der Aktivität dieses Rudels, für die einen beängstigend, für die anderen ein Hoffnungsschimmer, verweisen auf den einzigen zivilisatorischen Bonus dieses walddreichen Areals, das zu den flächengrößten Kriegsvorbereitungszonen Europas zählt: Nirgends in Österreich gibt es eine größere Dichte an botanischen und zoologischen Kategorien. Deshalb schieben ökologisch interessierte Aktivist_innen und regionale Bürger_inneninitiativen seit Jahrzehnten den Vorschlag vor sich her, den Truppenübungsplatz aufzulösen und das Areal in einen Nationalpark zu verwandeln. Das ist aber eine andere Geschichte.

Stereotypen müssen in Frage gestellt werden. Zurück zu den Zurückkehrern und den Ängsten, die sie auslösen. Die Vertretungen der Jäger_innenschaft gefallen sich in der Wolfsfrage als Interessenschützer_innern der Bauern und Bäuerinnen. Um Schafe und Ziegen ausreichend zu schützen, brauche es Schutzvorrichtungen, die einen ästhetischen Eingriff in traditionelle bäuerlich geprägte Landschaftsbilder bedeuten würden – dieses Argument aus der Runde um den ausgestopften Museumswolf blieb mir in Erinnerung. Es leuchtet mir ein. Ich schließe daraus, dass Wiederansiedlungsprojekte – ob sie den Bären oder den Wolf betreffen – Musterprojekte der Partizipation oder der

regionalen außerparlamentarischen Demokratie werden müssten. Die Menschen der betreffenden Region müssen sich mit ihren Problemen einbringen können. Aber ihre Stereotypen müssen in Frage gestellt werden. Wölfe brauchen nicht Schafe und Ziegen, um zu überleben. Sie finden hier genug Rehe, Wildschweine, Gämsen und auch Aas, um zu überleben. Kurioserweise hat die Jägerschaft mit ihrer Förderung der Rehpopulation den nützlichsten Beitrag zum Comeback der Wölfe geleistet.

Das ist paradox und trägt dazu bei, dass die Jagdlobby manchmal in Argumentationsengpässe gerät. Dazu ein letztes Zitat aus der aktuellen Ausgabe der erwähnten Jägerzeitung: «Die Bevölkerung ist aufgerufen, auch kritische Fragen zur Jagd zu stellen, die vom Landesjagdverband hinterfragt werden.» Man sollte patscherte Formulierungen nicht auf die goldene Waage legen, doch der Zusammenhang zwischen der sprachlichen Ungeschicklichkeit und dem Beharren auf obsolet gewordene Wolfs-Klischees, die in zugespitzter Form als Diskussionsverweigerung gedeutet werden können, ist evident ...

DER WOLFSMANAGEMENTPLAN hat zur Aufgabe, Strukturen und Maßnahmen für ein möglichst konfliktfreies Zusammenleben von Mensch und Wolf zu schaffen und durchzuführen, wobei der Mensch im Mittelpunkt steht.

Dieser Plan wurde von der länderübergreifenden Koordinierungsstelle für den Braumbären, Luchs und Wolf (KOST) entwickelt und mit Interessenvertretungen abgestimmt. Wildtiermanagement liegt in der Kompetenz der Bundesländer. Dieser nationale Managementplan soll den Rahmen vorgeben und als Leitfaden für die Umsetzung von Maßnahmen in den einzelnen Bundesländern dienen.

(Quelle: Forschungsinstitut für Wildtierkunde und Ökologie, Veterinärmedizinische Universität Wien)



Werner Neuwirth sammelt historische Fotos und erfreut damit etliche Menschen in Wien. Von **Uwe Mauch** (Text) und **Mario Lang** (Foto)

An der Wand im renovierten und wiedereröffneten Café Ritter hängt ein altes Foto vom «Aschyl». Der Aschyl hieß mit bürgerlichem Namen Ernst Happel und war zu seiner Zeit eine Legende. In Erinnerung blieb er als erfolgreicher Fußballer, Trainer, Raucher, Kauz, Grantler, Wortkreatur und nicht zuletzt als Tarockspieler im Ritter an der Ottakringer Straße.

Willkommen in der Wiener Vergangenheit! Es wäre wohl nicht Werner Neuwirth, wüsste er nicht auch zum «Aschyl» eine Anekdote: «An dem Tisch rechts neben dem Eingang ist er gesessen», deutet er. «Der Chauffeur hat ihn vor der Tür aussteigen lassen und hat ihn nach dem Kartenspielen wieder abgeholt.»

Der 50-Jährige kennt noch das Ritter, wie es einmal war. Er ist ein Ottakringer durch und durch. Sein Großvater, auch Teil dieser Vergangenheit, hat außerhalb des Gürtels ein kleines Schuhimperium aufgebaut. «In seiner besten Zeit mit 150 Arbeitern und zwölf Angestellten.»

Der Industrielle muss auch eine Art «Schindler von Ottakring» gewesen sein. Neuwirth zitiert aus Erzählungen und Briefen: «Unter den Augen der Gestapo hat er sogenannte Arier aus seinem Wohnhaus rausgeworfen, um jüdische Arbeiterfamilien mit schützender Hand einzuquartieren. Nachweislich hat er dann im Jahr 1942 zwölf jüdischen Familien die Flucht in die Schweiz ermöglicht.»

Hinreißend kann der Fabrikantenkelsohn große und kleine Geschichten erzählen. Die Zeitgeschichte wurde im Laufe von fünf Jahrzehnten zu seiner Berufung: Heute sammelt, archiviert,

veröffentlicht er historische Ansichten von Ottakring, von allen Wiener Bezirken, Österreich, der Welt.

Der Sammler und Archivar hat Tausende Fotografien vor dem Wegschmeißen und damit Vergessen gerettet. Nicht nur das. Er hat sie penibel beschriftet, digitalisiert und der Öffentlichkeit ohne finanzielle Hintergedanken zugänglich gemacht.

Auf seiner Homepage sowie auf Facebook stellt Werner Neuwirth einzigartige alte Ansichten aus allen 23 Wiener Bezirken vor. Den Menschen, die ihm im Internet und bei seinen Vorträgen folgen, bereitet er damit «unendlich viel Freude». Das lässt sich aus den netten Reaktionen im Internet ablesen, und aus der Tatsache, dass seine Veranstaltungen immer schon Wochen im Voraus ausgebucht sind.

Ältere Semester kommen aus dem Staunen nicht heraus: hier ein Straßenzug mit einer offenen Tramway, so wie sie das Szenario aus ihrer Kindheit kennen. Dort eine grüne Wiese, die inzwischen lange zubetoniert oder völlig verbaut ist.

Und seine eigene Geschichte? Ist auch nicht in fünf Minuten erzählt. Noch gut erinnern kann sich Werner Neuwirth an die Schuhproduktion seiner Familie: «Fasziniert hat mich die mechanische Stechuhr, die so schön ratterte. Und auch das Riesenrad, in dem der Schuh mit der Sohle verheiratet wurde.»

Er war zwölf Jahre alt, als sein Großvater die Firma verkauft hat. Das Zeitalter der reinen Mechanik und der Qualität des Handschlags neigte sich 1978 dem Ende zu. Wer die neuen Standards nicht nachvollziehen konnte oder wollte, war gut beraten, zu verkaufen.

Hobbyhistoriker: Werner Neuwirth rettet alte Ansichten

i Lokalmatador_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des Augustin.

AUGUSTIN 438
LOKAL-MATADORIN
Nº 389



Der Sohn aus gutem Ottakringer Haus, in dem Geld lange ein Thema, aber kein Problem darstellte, war wiederum gut beraten, die Handelsakademie und dazu eine Lehre als Koch und Kellner zu Ende zu bringen. Er hat dann nach seiner Zeit als UN-Blauhelm auf dem Golan fast ein Jahrzehnt lang für Hotelbetriebe gearbeitet. In der Schweiz, in Israel, Bahrain, Ecuador, im Jemen und im Kaukasus. «Um mir die Welt und Wien von außen anzusehen.»

Nach seiner Rückkehr hat der Weltenbummler seine Erfahrung und sein fachliches Wissen Traditionsbetrieben wie Ankerbrot in Favoriten oder Meisl in Hernals zur Verfügung gestellt und zwischendurch eine Almhütte in den Radstätter Tauern geführt. Mehr als ein Mal einem Burn-out nahe, aber «immer auf der Suche nach einem selbstbestimmten Leben».

Gesucht, gesammelt hat er immer schon. Als Chauffeur historischer Fahrzeuge kannte man ihn im 16. Bezirk und auch außerhalb des 16. Bezirks: «Am liebsten fuhr ich mit alten amerikanischen Schlitten aus meiner Lieblingsfernsehserie «Die Straßen von San Francisco» durch die Stadt.»

Womit wir direkt auf eine Enttäuschung in seinem Leben zusteuern: Für seine Idee, in Laa an der Thaya ein Verkehrsmuseum mit all seinen Schmuckstücken zu eröffnen, konnte er viele Menschen gewinnen. «Doch leider hat mir die Finanz kurz vor der geplanten Eröffnung einen Strich durch meine Rechnung gemacht.»

Kein Lieblingsthema von Werner Neuwirth, reden wir daher von Erfreulicherem! Ins Café Ritter hat er einige besonders schöne Exponate aus seiner historischen Foto-Sammlung mitgebracht. Er hütet sie wie einen Schatz. Hat aber weiterhin das Problem, dass er sich keinen leistungsstarken Scanner und somit nicht die Digitalisierung all seiner Kostbarkeiten leisten kann.

Von Vorteil für alle wäre wohl, wenn das eine oder andere Museum in dieser reichen Stadt dem Privatmann eine Plattform bieten könnte. Neuwirth hat viel historisches Wissen angesammelt, und er ist nicht unbedingt der Mensch, der es für sich behalten und ins Grab mitnehmen muss. Mehr unter: www.vintagefotos.at.

Willkommen bei der nächsten «Strawanzerei»

Ein Kreuz mit dem Kreuzer

Ausgangspunkt der Strawanzereien – so nennt der Augustin die von ihm einmal pro Monat angebotenen Stadtpaziergänge – ist immer der soziale Rand. Wir bringen den Rand quasi zum Sprechen: Er spricht aus dem Mund abwechselnder Personen, für die der Augustin zu einem Überlebens- und Frustschutzmittel geworden ist. Am Ende der Strawanzerei wird nicht immer ein Happy End gefunden werden. Den Teilnehmer_innen soll ja nicht ein Wunsch-Wien vorgeführt werden, sondern die Stadtrealität. In diesem Fall drängt sich das Happy End geradezu auf. Denn bei unserem Spaziergang am 13. Juni dreht sich alles um den zuerst tief nach unten stürzenden, dann aus dem Elend herauskatapultierten Ex-Straßenzeitungsverkäufer Christian Meischl. Seine Berufskarriere hatte wie im Bilderbuch begonnen: Zuerst war

er Kellner in einem Hietzinger Haubenlokal, dann hatte er sogar einen Job im Restaurant des durch die «Traumschiff»-Serie bekannten Luxuskreuzers MS Astoria, doch weil er sich auf See ausgebeutet fühlte, wurde er Speisewagenkellner. Der Vertrag zwischen den ÖBB und der Cateringfirma wurde nicht verlängert – und Meischl war inzwischen zu alt geworden, als dass er seine Professionalität hätte nutzen können. So geriet unser Mann ins Abseits, und zwar ins radikale. Der Augustin fing ihn auf, und ein Konditormeister kümmerte sich einen feuchten Fetzen um die informellen Altersklauseln der Hochleistungsgesellschaft. Er sah, dass der Augustinverkäufer, in dessen «Revier» seine Konditorei lag, genau den Wiener Schmähtintus hatte, auf den der Großteil seiner kaffeetrinkenden Kund_innen abfahren würde. In der letzten Station



Der ehemalige Augustin-Verkäufer Christian Meischl führt bei der nächsten Strawanzerei durch sein Grätzl

der Strawanzerei lernen wir den Menschenkenner kennen. Die «Meischliade» wird durch einen Einkehrschwung ins Amerlinghaus unterbrochen, wo die Spaziergänger_innen die Hintergründe eines faulen Tricks gegen die Straßenmusik in Wien erfahren.

R. S.

i Treffpunkt: Di, 13. Juni, 16.30 Uhr
Ecke Mariahilfer Straße/Stiftgasse
Teilnehmer_innenbeitrag: 15 Euro

LIEGEN GELASSEN: «Wherever I lay my hat, that's my home.»

In diesem Sinne begibt sich Mario Lang auf Reisen. Die Souvenirs bleiben in den Regalen, stattdessen lässt er an ausgewählten Plätzen ein Stück von sich zurück.



März 2015, Ulcinj, T-Shirt

Von Ulcinj ist es nur ein Katzensprung bis zur albanischen Grenze. Und Ulcinj ist anders als das restliche Montenegro: Die Bevölkerungsmehrheit bezeichnet sich als Albaner_innen, und die größte Religionsgemeinschaft ist der Islam. Die südlichste Stadt Montenegros verführt mit einer sehenswerten Altstadt, einem halbrunden Stadtstrand, und zahlreiche Moscheen zeugen von einer osmanischen Vergangenheit. Ein Kraftklub (T-Shirt) außerhalb der Badesaison

NACHBARIENSTADT

GAUgummi

Früher waren sie an jeder Straßenecke: die kleinen Kaugummi-automaten. Der Kolumnist steckte regelmäßig eine Münze hinein, drehte kräftig und öffnete vorsichtig die kleine Metallklappe. Manchmal hatte er Pech, und es kam gar nichts heraus. Dann trommelte er verzweifelt auf den Automaten. Heute noch hängen tausende Automaten im Land, heute noch bleiben Münzen stecken, noch trommeln wütende Kinder auf automatisierte Taschengelddiebe.

Vor einigen Wochen sah der Kolumnist seinem einmeterfünfundzwanzig großen Sohn den Arm zwischen scharfen, abgebrochenen Plexiglas-teilen in einen Automaten gleiten. Der GAUgummi (größte anzunehmende Unfall mit Gummi) blieb zum Glück aus, der Kaugummi aber auch im Automaten drin. Während das Kind zum Klagegeld und der Kolumnist zur Aufklärung über die Gefahren gebrochenen Plexiglasses ansetzte, beobachtete ein jungliches Paar

Er wies die Telefondame auf die GAU-Gummigefahr hin



die Szene. Es führte den Versuch des Kolumnistensohns erfolgreich fort, winkte diesen zu sich und schenkte ihm seinen verdienten Anteil.

Wochen später tat der Kolumnist angesichts des immer noch kaputten Automaten endlich, was er schon mit einmeterfünfundzwanzig tun wollte: Er rief beim Kaugummi-automatenmagnaten Schwarz in St. Johann in Pongau an und klagte über sein vor Jahrzehnten erlittenes Leid, das eine Generation später wieder regelmäßig zuschlug. Er wies die Telefondame auf die GAU-Gummigefahr und die ohne Gegenleistung geschluckten Münzen hin.

Die sympathische Frau am Telefon erklärte, dass es schon zwei, drei Monate dauern könne, bis die Techniker an einem reparaturbedürftigen Automaten vorbeikommen würden. Schließlich bot sie an, für nicht ausgespuckte Kaugummis eine Entschädigung zu überweisen. Dies lehnte der Kolumnist großzügig ab und gab sich mit einem salzburgerländischen Kompromissangebot zufrieden: «Waunn S' amoi in St. Johann san, kemman S' voabei, daunn geb' ma lhna a Sackerl Kaugummi.»

Klaus Federmair

Prekäre Kunst- und Kulturarbeit: eine Odyssee durchs AMS

Selbstständig? Nicht zuständig!

Die Kunst, das AMS zu durchschauen. Selbstständige im Kunst- und Kulturbetrieb sind daran gewöhnt, mit einer schwankenden Konjunktur an Aufträgen umgehen zu müssen. Das AMS hat dafür nur undurchsichtige Regelungen. **Daniela Koweindl** hat sich den Fall von Natalie József* genauer angesehen und gibt Einblick in eine sehr umständliche Materie. Illustration: **Luise Müller**

Natalie József ist Kuratorin und Kulturarbeiterin. Vor vier Jahren ist sie für eine Anstellung im Kunstbetrieb nach Wien gezogen. Natalie ist zurzeit arbeitslos und seit letztem Herbst gelegentlich selbstständig tätig. So bleibt sie mit ihrer künstlerischen Arbeit in der Szene sichtbar, und der Zuverdienst bessert die Notstandshilfe auf. Vorausgesetzt, sie überschreitet die Zuverdienstgrenze nicht.

Grundsätzlich gilt: Einkünfte aus selbständiger Tätigkeit bis zur Jahresgeringfügigkeitsgrenze sind neben dem Bezug von Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe möglich; derzeit sind das gut 5.100 Euro. Aber wie das AMS die selbständigen Einkünfte monatlich betrachtet und berechnet, hat Natalie niemand gesagt.

Kein Geld, keine Erklärung. In den ersten beiden Monaten 2017 nimmt Natalie drei größere selbständige Aufträge an, erhält dafür 3.700 Euro, für März und April kommt noch ein kleines Honorar von 150 Euro dazu. Wie immer schickt Natalie nach Monatsende eine sogenannte «Bruttoerklärung» ans AMS – ein Formular, in dem sie ausfüllen muss, wie hoch ihre Umsätze waren und wie viel davon an Einkünften übrig blieb. Auf dieser Grundlage berechnet das AMS, ob es für das vergangene Monat Geld gibt oder nicht; über das Ergebnis informiert das AMS schriftlich. Im Februar erhält Natalie einen AMS-Bescheid, der ihr mitteilt, dass sie für Jänner keinen Anspruch hat. Soweit entspricht das ihren Erwartungen. Auch, dass das AMS für Februar kein Geld überweist, überrascht

sie angesichts ihrer Aufträge nicht. Als das AMS allerdings keine weiteren Bescheide schickt, auf die Abgabe ihrer nächsten Bruttoerklärungen nicht mehr reagiert, für März wieder kein Geld kommt und mittlerweile auch die Krankenversicherung ausfällt, ist Natalie alarmiert. Es beginnt ein Spießrutenlauf durchs AMS. Anrufe gehen ins Leere. Ein AMS-Termin folgt dem nächsten. Parallel sucht sie in ihren Netzwerken nach Know-how und Rat.

Das Precarity Office ist ihre erste Anlaufstelle – eine transnationale Aktivist_innengruppe in Wien, vor allem von EU-Staatsbürger_innen, die in Österreich leben, sowie von Österreicher_innen, die sich für Fragen von Prekariat, Migration und Arbeit interessieren. Dort ist Natalie politisch aktiv und organisiert: «Einander zu beraten, Erfahrungen auszutauschen, war immer eine wichtige Praxis. Als ich in diese existenzgefährdende Situation geraten bin, habe ich das der Gruppe mitgeteilt, um zu sehen, welche Erfahrungen und welches Wissen da sind. So bin ich dann auch bei der IG Bildende Kunst gelandet, wo ich erstmals erfahren habe, dass es am AMS für selbstständige Tätigkeiten verschiedene Einstufungen und Berechnungsarten gibt.» Die da nämlich wären: *durchgehende* und *vorübergehende* Selbstständigkeit. Dazu kommen Berechnungsvariationen für befristete selbstständige Tätigkeiten *unter* und *ab* 28 Tagen. Welche höchst unterschiedlichen Auswirkungen diese AMS-Kategorien auf Arbeitslosengeld oder Notstandshilfe haben können, erfahren Erwerbslose in der Regel nicht.

Warum es manchmal besser ist, nicht zu arbeiten. Bei *vorübergehenden* selbstständigen Tätigkeiten müssen klar

abgrenzbare Zeiträume für die jeweiligen Aufträge nachweisbar sein. Mit ausgefeilten Berechnungsformeln wird festgestellt, ob im betreffenden Monat Arbeitslosengeld in voller Höhe zu steht, gekürzt wird oder ganz wegfällt. Folgen für das Folgemonat gibt es nicht.

Bei der *durchgehenden* selbstständigen Tätigkeit hingegen ist «rollierende Berechnung» das Schlüsselwort, alles oder nichts ist die Devise. Das heißt, dass Monat für Monat ausgerechnet wird, ob die Einkünfte aus selbstständiger Tätigkeit seit Jahresbeginn dividiert durch die Anzahl der Monate seit Jahresbeginn unter der monatlichen Geringfügigkeitsgrenze liegen, derzeit 425,70 Euro. Liegen sie darüber, besteht kein Anspruch auf eine Geldleistung vom AMS, bis die Rechnung (vielleicht Monate später) wieder zu Gunsten der Erwerbslosen ausgeht. Verdient man – anders als Natalie József – denselben Betrag aber erst zu Ende des Jahres, sodass die Berechnungsgrundlage automatisch mehr Monate sind, wird kein AMS-Geld abgezogen. «Ich soll also von 425 Euro im Monat leben!», kritisiert Natalie József. Allerdings: Sie ist gar nicht durchgehend selbstständig tätig, alle ihre Aufträge waren zeitlich klar definiert, außerdem zu Jahresbeginn ungewöhnlich geballt. Aber danach hat nie jemand gefragt. Und ihr wiederum fehlte das Wissen zum AMS-System, um auf solch relevante Details hinzuweisen.

Laut Bundesministerium für Arbeit und Soziales kann ausstehendes AMS-Geld im Nachhinein eingefordert werden; die zuständige AMS-Beraterin beantwortet diese Frage von Natalie József allerdings abschlägig. Selbst wenn sie damit im Unrecht ist, darf es als eigene Kunst gelten, die Nachweise zu bringen, dass man ein Jahr lang alle Bezugskriterien erfüllt hat. Und: Wird der AMS-Bezug gestrichen, fällt auch die Versicherung flach.

Wir sind nicht zuständig. Mit all den zusammengetragenen Infos lässt Natalie schließlich beim AMS nicht mehr locker. Aggressives Verhalten



von Mitarbeiter_innen und kafkaeske Zustände prallen ihr entgegen: «Als ich angefangen habe, konkrete Fragen zu stellen, kamen zwei Rückmeldungen: Erstmal wurde mir gesagt, ich hätte mich besser informieren sollen. Und dann, als ich Fragen gestellt habe, haben die einen sich nicht zuständig erklärt, die anderen haben gesagt, diese Informationen können sie mir nicht geben.» Mittlerweile kann Natalie ohnehin selber rekonstruieren, was Sache ist. Heißes Indiz: die Bruttoerklärung. Daraus, dass das AMS eine solche verlangt, lässt sich auf eine AMS-Einstufung als durchgehend selbstständig schließen. Gestecktes Ziel für Natalie: Korrektur dieser Fehleinschätzung; den Berechnungsmodus für vorübergehende Tätigkeiten erwirken; Notstandshilfe und Krankenversicherung zurückerkämpfen.

Mittlerweile nimmt sie jedes Mal eine Vertrauensperson mit zum AMS. Natalies Erfahrung ist, dass das die Mitarbeiter_innen zwar aufregt und irritiert, sie sich aber mitunter mehr Mühe geben. Auch wenn die Vertrauensperson nicht mitreden kann, sondern beispielsweise

protokolliert, ermöglicht das hinterher einen Austausch, den Natalie sehr zu schätzen weiß: «Das kann für alle eine gute Unterstützung sein. Aber für mich war es eine besonders gute Unterstützung, dass jemand dabei war, die muttersprachlich ist.» (Bereitschaft zur Unbequemlichkeit sei für Vertrauenspersonen dennoch erforderlich, denn das AMS hat hierfür keine Sitzplätze vorgesehen: Freie Stühle werden ungebetenen Gäst_innen auch gerne mal verweigert.)

Sechs Termine und Wochen später kommt es schließlich zum Showdown. Wie das AMS ihre selbstständige Tätigkeit beurteilt hat, sei von Anfang an falsch gewesen, resümiert eine AMS-Mitarbeiterin. In der Woche darauf erhält Natalie das auch schriftlich: Fehlbeurteilung voll inhaltlich behoben, entsprach nicht den gesetzlichen Bestimmungen. Der Kampf hat sich ausgezahlt, die Notstandshilfe wird ihr nun rückwirkend zugesagt.

Die Absurdität hat System. Natalie Józsefs Geschichte ist kein Einzelfall – nicht in einem AMS-System, das (noch

Das AMS verweigert Infos und einen Stuhl zum Sitzen



Infobroschüre «Selbstständig – Unselbstständig – Erwerbslos» zum Download: kultur.at/agenda/ams/infoAMS

immer) nicht auf prekäre Erwerbsrealitäten abgestimmt ist und im Widerspruch zum AMS-Kerngeschäft auch Arbeit verhindert. «Es ist ein Widerspruch, dass das AMS einerseits eine aktive Arbeitssuche verlangt und andererseits die selbstständige künstlerische Tätigkeit im Sinne der Anbahnung neuer Beschäftigung zur Existenzbedrohung werden kann», moniert Maria Anna Kollmann vom Dachverband der Filmschaffenden. Im Kulturrat setzt sie sich gemeinsam mit anderen Interessenvertretungen seit Jahren mit Problemen der sozialen Absicherung im Zusammenspiel mit erwerbslosen Phasen auseinander und für Verbesserungen ein. Aktuell steht die Veröffentlichung einer entsprechenden Studie aus juristischer und aus sozialwissenschaftlicher Perspektive bevor.

Auch für Natalie József geht die Sache weiter. Sie hat zuletzt gleich zwei neue Mitteilungen über ihren Leistungsanspruch erhalten – und zwar mit unterschiedlichen Inhalten. Die nächste Rückfrage ans AMS ist schon abgeschickt.

*Name geändert

«Performing the Border» will Kontrollen und Einschränkungen überwinden

Grenzwertigkeiten

Wie sich zeitgenössische Künstler_innen mit (nationalen) Grenzen auseinandersetzen, hat sich die Gruppenausstellung «Performing the Border» im Kunstraum Niederösterreich zum Thema gesetzt. **Ruth Weismann** hat sie sich angeschaut.

Wir hätten nicht geahnt, dass Grenzen wieder derart «in» werden würden. Zumindest nicht innerhalb Europas, wo wir uns doch über jeden neuen abgerissenen Grenzbalken gefreut haben. Eine Art Euphorie der Freiheit, wenn auch eine kurze und nicht vollständige. Heute finden viele wieder, es müsse Grenzkontrollen geben. Und Zäune. Und Mauern. Nicht alle sollen kommen, so der Tenor nicht nur innerhalb der «Festung Europa».

Von den knapp 20 Künstler_innen in der von Jana J. Haeckel und Petra Poelzl kuratierten Ausstellung «Performing the Border» haben die meisten selbst Migrationsbiografien und leben und arbeiten über die ganze Welt verstreut. Insofern mischen sich oft persönliche Geschichten mit aktivistisch-politischen Ansätzen. Die künstlerische Auseinandersetzung der Arbeiten, die in allen Genres von Video über Zeichnung bis Skulptur und Installation vorhanden sind, bezieht sich auf das Thema Grenze hauptsächlich im Sinn von Ländergrenzen und deren (Un)möglichen Überwindung, beinhaltet aber auch weitere, teils metaphorische Aspekte.

Import-Export. Im «historischen» Teil des Ausstellungsraums sind dokumentarisch-künstlerische Videoarbeiten von Hito Steyerl, Christoph Schlingensiefel/Paul Poet und Martin Krenn/Oliver Ressler aus den 1990er-Jahren zu sehen. «Wer darf migrieren?», fragt die Journalistin Hirut Kiesel zu Beginn des Videos «Dienstleistung: Fluchhilfe» von Martin Krenn und Oliver Ressler, das sich mit Klischees von Schlepper_innen als

Kriminellen auseinandersetzt. Damit stellt sie quasi die Frage, die über allem zu schweben scheint und deren Antwort zu einem Großteil das Wort «Geld» und «Ansehen» enthält. Wirtschaftliches thematisiert auch Anahita Razmi mit «Do Fard»: Ein Pop-up-Shop mit pastellfarbener iranischer Unterwäsche, die direkt im Kunstraum zu erwerben ist. Die Sanktionen gegen den Iran machen es ihr quasi unmöglich, ein klassisches Import-Export-Business aufzuziehen, erzählt sie. So transportiert sie bei jeder Reise eine kleine Menge in ihrem Koffer. Im Iran wiederum könne sie die Werbeplakate, die sie in Berlin und Wien aufhängt, niemals zeigen, da sie zu freizügig sind.

Die Kuwaiterin Monira Al Qadiri überschreitet in ihrer humorvollen und absurd anmutenden Videoperformance «Abu Athiyya» («Father of Pain») Geschlechtergrenzen, und hat erlebt, dass das Video in unterschiedlichen Kontexten völlig anders wahrgenommen wird. Geboren im Senegal, hat sie in Japan studiert und in verschiedenen Gegenden der Welt gelebt – Grenzen sind für sie zwar leicht überwindbar, aber nicht immer für jene, die das Video betrachten, das in Tokyo etwa als zu provokant und in Berlin als zu hip gesehen wurde.

Konstruierte Grenze. Wahrnehmung als soziale und kulturell konstruierte Grenze also, die überwindbar ist, wenn man sich einlässt, da «gemacht» und nicht natürlich, so wie die realen, harten, nationalen Grenzen auch. Insofern ist der Titel der Ausstellung passend gewählt, stellt er doch klar, dass eine Grenze nicht fix sein müsste, würde man sich nur gegen sie entscheiden. Einziger Vorwurf, den man erheben könnte: dass der Begriff des Performing in den Künsten fast schon leer ist, so oft wird er bemüht. Möglicherweise verschleierte er auch, dass es gerade bei nationalen Grenzen einen Zwang gibt, der sich eben nicht wegperformen lässt. Aber die Komplexität von Grenzen wird durch die Auswahl der Arbeiten auf vielfältige Weise sichtbar. Dass die positiven Aspekte des Begriffs (mein Safe Space



Bei Julien Creuzet (oben) und Monira Al Qadiri helfen Poesie und Performance, Geschlechter- und Landesgrenzen zu überwinden

Der Zwang, den nationale Grenzen ausüben, lässt sich nicht wegperformen



Performing the Border bis 22. Juli Kunstraum Niederösterreich 1., Herrengasse 13 www.kunstraum.net

etwa) ausgeklammert sind, ist legitim, um den Rahmen nicht zu sprengen.

Auch metaphorische Ansätze wie Julien Creuzets Installation über den Storch als Migrant zwischen Afrika und Europa sind Teil der Ausstellung. Weiters die Grenzen des Internets in China (Miao Yings «Great Firewall of China») oder die Grenzen der Paranoia (Wermke/Leinkauf mit «Symbolic Threats»).

Sehr angenehm in der thematischen Eingrenzung: Die «Grenzen der Kunst» werden nicht bemüht. Denn diese zu überschreiten ist spätestens seit der Moderne das Begehrt jeder Avantgarde, und heute, wo die meisten gesprengt zu sein scheinen, führt man das Sprengen von Grenzen gerne in jedem Ausstellungstext an; als Garant für die Besucher_innen, hier auch wirklich was geboten zu kriegen, quasi. Aber im Kunstraum NÖ wird zum Glück nicht spektakulär gedacht oder ausgestellt, sondern der ernsthafte Versuch von Künstler_innen gezeigt, Fragen zu stellen, und diese – teilweise selbst eingreifend, teilweise nur beobachtend, teilweise poetisch verarbeitend – zu beantworten oder weiterzuführen. ■

«Das Ende der Jagd»: Kurto Wendts Umverteilungsroman

Happy End im Herrschaftswald

Erdbeben braucht das Land! So stellt sich der Wiener Autor Kurto Wendt die gerechte «Bestrafung» einer Gesellschaft vor, deren postnazistischer Minderwertigkeitskomplex in eine «dumpfe, aber gewandte Präpotenz» gekippt sei. Am Ende seines aktuellen Romans stellt sich aber heraus, dass er der Zivilgesellschaft viel Gutes zutraut. Zum Beispiel die soziale Abwicklung eines Milliardenertes. **Robert Sommer** sprach mit dem Autor.

«Die Schenkwtut ist nicht sehr verbreitet. Entweder finden die Menschen ihre Mitmenschen um ein Mehrfaches unliebenswürdiger als sich selbst – warum also ihnen was geben? Oder, umgekehrt, man will den Anderen nicht demütigen. Die Frage, wie man schenken könne und dabei das vormundschaftliche Verhältnis zum Beschenkten in Frage zu stellen, ist berechtigt.» Dieses Zitat findet man ziemlich am Anfang meines im Tarantel-Verlag erschienenen Roman-Fragments «Potlatch». Solche Eigen-PR sollte man ums Verrecken unterlassen, aber mir geht's darum, den jüngsten Roman des aktivistischen Tausendsassas Kurto Wendt (was für eine abgedroschene Bezeichnung für einen, den es mal tausend geben müsste, um die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen), in den linken Himmel zu loben.

Vererben, verschenken, verschleudern. «Das Ende der Jagd», so der Titel von Wendts Landwirtschafts- und Adelsroman, leistet nämlich genau das, was im Buch »Potlatch« sträflich zu kurz kam. Wendt skizziert zumindest ansatzweise mögliche konkrete Schritte hin zu einer Demokratisierung eines Milliardenertes im Sektor der Land- und Forstwirtschaft. Wenn Reiche was herschenken, erfolgt das in der Regel vor einem paternalistischen Hintergrund; sie stehen dann als Heroes da und sind mächtiger als vor dem Schenkungsakt. Als Anhänger der Commons-Idee geht es dem Autor freilich um eine partizipative Form der Privateigentumszerstörung.

Zum Narrativ: Der junge Graf Heinrich Schönborn hat beschlossen, das Erbe seines Vaters nicht anzunehmen. Er findet drei Menschen, die in seinem Auftrag die Abwicklungsgesellschaft Schönborn gründen. Alle zur

Ich gebe zu: Ich halte Happy Ends nicht für den Schlüssel zu guter Literatur



Gutsverwaltung gehörenden Baugründe und Liegenschaften sollen, so ihr Plan, zum halben Marktwert verkauft werden. Mit dem Erlös wäre sodann ein modellhaftes Flüchtlingsprojekt zu finanzieren: die Anstellung hunderter Flüchtlinge, deren Gegenleistung unter anderem darin bestehen könnte, die Gastgesellschaft über den neokolonialistischen Skandal der Massenfluchtverursachung aufzuklären.

Ein hartes Ei. Der quasi «natürliche» Gegner des Sozialperiments ist Hartei. Er verliert sein Jagdrecht, und er verliert seinen Golfklub, dessen Wiesen zur landwirtschaftlichen Selbstversorgung des Schönborn-Schlusses vorgesehen sind, das bald voller Flüchtlinge sein wird. Kenner_innen der Adelsgeschlechter, die heute große Teile Niederösterreichs verwalten, entgeht nicht, dass diese Romanfigur Züge der Weinviertler «Herrschaft» Maximilian Hardegg (englische Übersetzung von Hartei) trägt, der nach einer 500-jährigen triumphalen Familiengeschichte keine Neigung verspürt, sich seinem fiktiven Standeskollegen Schönborn anzuschließen. Aber so genau weiß man's nie, wie man bei den Eliten dran ist. Auch Grafen lesen Bücher; Herr Hardegg sollte sein in die Belletristik gerutschtes Pendant schon im Auge haben, und wer weiß, ob er nicht bald very amused sein wird von der von Kurto Wendt entwickelten Variante der Wiederherstellung agrarischer Gerechtigkeit. ■



Kurto Wendt: Das Ende der Jagd Zaglossus Verlag 2016 270 Seiten, 14,95 Euro

Kauft den Augustin bitte bei unseren Kolporteur_innen.

Aber wenn das nicht geht, gibt es auch diese Möglichkeit:

1 Jahr Augustin um 95 Euro

(23 Ausgaben, Preis inkl. Zustellung in Österreich)

**Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo**



Musikarbeiter unterwegs ... iiiiih, Phonesnake im Fettkakao!

Lob der Reduktion

4 Jahre nach Gründung veröffentlicht das Duo Kristy and the Kraks eine neue EP. Wiens regierende Königinnen des Garagen-Glam'n'Trash in blenderender Form. Text: Rainer Krispel, Foto: Mario Lang

Als sich der Sarg senkt, klingt «Bye Bye Baby» durch die Feuerhalle, voller Menschen, die sich nicht nur bei Trauerfällen gerne schwarz kleiden. Joey Ramone und Ronnie Spector, The Ronettes' 60ies-Girl-Group-Titanin, Exfrau des merkwürdigen Phil, singen Lörkas hinterher. «We had some good times, we had fun, we drove each other crazy, I always love you baby.» Hardcore-Moment, nur weinen und lachen geht. In Gedanken drücken wir Freund Lörkas noch einige hundert feuchte, schmatzende Küsse auf die zu Lebzeiten stets bussibereiten Lippen, fürs Leben und Lebenswerk (Gitarre bei Pöbel, Dead Nittels, Coyoten von Bagdad, Open The Barngates ...).

Tage später am und im Leben erzählt Ana Threat, die mit Kate Kristal das «two headed love child» Kristy and the Kraks mit einem ersten Konzert im August 2013 («mit den tollen Los Cripis aus Argentinien») auf die Welt gebracht hat und seither in gemeinsamer Obsorge aufzieht, von ihrer Liebe zu The Shangri-Las. Wie The Ronettes Gigantinnen des «sweet 60ies Girl Pop». Der sich, auf ihre Art interpretiert, als ein Element durch die wissende, gleichzeitig wunderbar unmittlere Musik von Ana und Kate zieht. Beide spielen Gitarre, singen und bedienen ein rudimentäres Drum-Set. Real, echte, direkte Sounds, «ohne Playbacks, ohne Loops». Eine mobile musikalische Eingreiftruppe im Auftrag der geteilten Obsessionen – erster gemeinsamer Output war ein Foto, dem eine Band, eine Musik folgen musste! – ihrer Betreiberinnen. Zwischen Garage, Punk und incredible strange Pop. «Ja, wenn uns wer die Verstärker führt.»

Lovelight. «Snakes On The Phone» erscheint beim verdienten Wiener Art'n'Queer'n'Punk-D.I.Y.-Label Fettkakao, das mit dem Release-Konzert der Vinyl-EP sein 12-jähriges Bestehen feiert. Titel und Anstoß lieferten dem kompakten Freudenspender die Coverversion



Fanboy stört Bild. Kristy and the Kraks

«(I'm) Stranded». Ein Song, dessen Text mit «like a snake calling on the phone» von 0 auf 100(0) geht. Kristy and the Kraks hängen das Studio-Original der australischen Protopunks The Saints um gut 95 Sekunden ab. Nicht nur deswegen hätten die Herren Bailey (Chris) und Kuepper (Ed) sicher eine Freude daran. Die beiden Musikerinnen erklären ihre Duo-Arbeitsweise, gerne praktiziert nach längeren Kristy-Pausen: Zwei Tage in den Proberaum, am Schluss die Song-Ausbeute aufnehmen, no matter, wie weit diese «entwickelt» ist. Das warf (bislang haben sie so ein Album, eine EP und diverse Compilation-Beiträge erarbeitet) zuletzt wieder vier Songperlen ab. Ana: «Unser Exzellenzpunkt ist Sprödigkeit.» «Zu viel Routine würde dieser Musik nichts Gutes tun», ergänzt Kate. Opener «Lovelight» definiert Ana Threat als den Tearjerker (yeah!), «der mir immer wieder auskommt». Reduziert und passionate auf der Jagd nach dem «Kindheits-traum» Girl Group. «Ready» warnt ein Gegenüber davor, gefälligst keine time der Sängerin zu wasten, der textlose UrbanSurf «Arbeit BaBa» empfiehlt sich als Theme-Song einer zu schaffenden TV-Serie, in der unbedingt Willi Warmas «Ich geh nie wieder arbeiten» ebenfalls vorkommen muss.

Sonnenschein ist furchtbar. Zu tun haben die beiden Frauen von Kristy and the Kraks genug, darum manifestiert sich das Duo mitunter gewollt sporadisch. Ana Threat kuratiert(e) mit Eberhard Forcher

das diesjährige Popfest (27. bis 30. 7.) und lernt(e) dabei als «Königin vom Karlsplatz» im Sinne einer «zu erfüllenden Aufgabe zur Zufriedenheit vieler Interessierten» viel über Pop, den sie bislang eigentlich und alltäglich im DoItYourself/Punk-Mindset wahrgenommen hat. In letzterem Kontext fühlen sich Kristy ... definitiv zuhause, erzählen rückblickend erheitert von einem schrägen Gig in Leipzig, wo sie unwilligen italienischen Progrockern eine Trommel entlehnen mussten. Nach der Release-Show im Fluc geht's auf Kurz-Tour, mit Stationen in Ljubljana, Beograd, Szeged, Budapest und Prag. Gleich zwei veritable Untergrund-Legenden sind mit on the road – «Tourpapa» Andi Fettkakao und US-Künstler Ian Svenonious, der als Escape-Ism auftritt (am 18. 6. tut er dies im Wiener Rhiz, leidenschaftliche Empfehlung!).

«Große Bühne ist schwierig», sagt Kate über die Auftritts-Präferenzen des Duos, «da fühle ich mich nicht so wohl.» «Es ist ganz schwierig, draußen spielen, ganz, ganz, schlecht, wir sind überhaupt keine Festival-Band, auch Sonnenschein ist furchtbar, ich will im Finsternen in meinem Fransen-Body stehen», führt Ana weiter aus. «Am schönsten ist es überhaupt, wenn es keine Bühne gibt», sind sich Kristy and the Kraks einig, wie sie sich ihren idealtypischen künstlerischen Lebensraum vorstellen. Auf Augenhöhe, im Finsternen, in solcher Gesellschaft, mit solchem Soundtrack – nicht der schlechteste Ort, sich aufzuhalten. See you there!



Zum 13. Band der Musiker_innen-Interviewreihe «Theoral» Konkrete Gespräche

«Theoral» oder «The Oral» – zusammen oder getrennt? Selbst der Herausgeber kann uns nicht weiterhelfen, denn er wisse nicht mehr, «wie man es ausspricht», ist etwas kokett auf seiner Webpage zu lesen. So viel steht aber fest, 2011 gründete Philipp Schmickl gemeinsam mit der Grafikerin Karin Weinhandl die Reihe «Theoral» – im Schriftbild ohne Abstand. Im Frühjahr erschien das dreizehnte Bändchen dieser Gesprächsreihe mit Künstler_innen, vor allem Musiker_innen.

Philipp Schmickl gibt bekannt, dass er «als Jugendlicher in der Jazzgalerie Nickelsdorf in die Lehre gegangen ist». Mit diesem biografischen Hinweis ist Eingeweihten klar, dass der Marsch aus Richtung experimenteller und improvisierter Musik geblasen wird. In diesem Sinne fungierte vor sechs Jahren als erster Interviewpartner der inzwischen verstorbene Saxophonist und unter anderem Initiator der monatlichen Jam-Sessions im Club Celeste, Marco Eneidi. Es folgten beispielsweise der deutsche Schlagzeuger Paul

Lovens oder die australische Pianistin Monica Brooks. Für den aktuellen Band «Konkrete Abstraktionen» hat Philipp Schmickl die Komponistin und Großblockflötistin Angélica Castelló und ihren privaten und künstlerischen Partner (als Duo «Chesterfield»), den Gitarristen und Komponisten Burkhard Stangl, befragt. Zunächst getrennt voneinander, bevor sie sich einem gemeinsamen Termin stellten.

Selbst wenn man noch nie einen Fuß in die Jazzgalerie Nickelsdorf gesetzt hat, darf man getrost «Theoral» No. 13 lesen, denn die Gespräche gehen weit übers reine Kunstschaffen hinaus – ins praktische Leben hinein: Angélica Castelló kam von Mexiko über Kanada und Holland nach Österreich, und Burkhard Stangl changierte eine Weile zwischen verschiedenen Welten: zwischen Wissenschaft und Kunst.

reisch



Philipp Schmickl: Theoral No. 13 – Konkrete Abstraktionen plus CD «Chesterfield live at Paraflows-Festival 2016» Eigenverlag, 132 Seiten 20 Euro (zzgl. Porto) theoral.wordpress.com

NADINE KEGELE: Als ob ein Tier mit Riesenpfoten Fäden spannen möchte



BIBLIOTICK

Ein Hakenkreuz weht vom Gemeindebau

Gerda Lerner, geb. Kronstein, war 14, als in Linz und Wien die Februarkämpfe tobten. Feministinnen ist sie als Historikerin («Die Entstehung des Patriarchats») bekannt; wenige wissen von ihrem einzigen Roman, der im US-amerikanischen Exil entstanden ist und nun neu herausgegeben wurde.

In einer Art Coming-of-Age lernen wir das Trio Leni – Agi – Gustl kennen, zu einem Zeitpunkt, an dem die unterschiedliche politische Willenskraft sie schon entzweit (oder entdreht) hat. Februar '34, in Floridsdorf fallen die ersten Schüsse. Gustl mitten drin, Agi gelangweilt rauchend im

Wohnzimmer, Leni sich selbst der Feigheit bezichtigend. Getreu dem Genre gibt es auch hier die Erwachsenenwerdung, die wir vom ersten Tag des Austro- bis zum ersten Tag des Hitlerfaschismus mitverfolgen. Dazwischen erfahren wir, dass der Karl-Marx-Hof einmal «gelb, rosa und von zartem Grün» war, dass in «manchen Gemeindebaufenstern» von Tag eins an die Hakenkreuzfahnen wehten (seine politische Biografie betitelt ein Protagonist gar mit: «Mein Weg von Marx zu Hitler»), und dass «Gaudeamus Igitur» schon damals der Soundtrack zu «Burschenschafter-Saufgelagen» war.

Die Dialoge tönen in etwa so: «Er küßte sie auf die Wange. «Hilft das ein bisschen?». «Du Dummer!», lachte sie, «jetzt ist schon alles gut!» Da hat man kolorierte Fünfzigerjahrefilme vor Augen! Anders als in jenen emanzipieren sich aber bei Lerner letzten Endes fast alle Frauenfiguren, die anfangs ziemlich dröge daherkommen: Eine verlässt ihren Ex-Sozi und mit ihm alle «Mauern der Sicherheit – Mauern der Furcht»; eine stürzt sich in den Kampf und nimmt ein abruptes Ende; und eine trennt sich von ihrem geliebten Gustl, um weiterzukämpfen – hier oder im Exil, das würde sie selbst entscheiden.

Der Roman legt unsanftes Zeugnis über die letzten Jahre ab, die Lerner noch in Wien verbringen konnte. Da kann man durchaus verzeihen, dass Sprachkunst ihre Sache nicht war, und damit zufrieden sein, dass sie, so der Klappentext, «ihr schriftstellerisches Schaffen zugunsten der wissenschaftlichen Karriere aufgab».



Gerda Lerner: Es gibt keinen Abschied Czernin 2017, 351 Seiten 24,90 Euro

lib

«Innen Leben» handelt vom Existieren in einer Extremsituation, die Alltag geworden ist



Foto: FUMIADEN FUMERLEH


Philippe van Leeuws Film über den Alltag im Krieg Hinter Schloss und Riegel

Es ist früh am Morgen, Vogelgezwitscher ist zu hören, dann Hubschrauber- und Geschützlärm. Die Sicht fällt auf ein Hintergässchen in einer offensichtlich von schweren Kämpfen betroffenen Stadt, ein Menschengröppchen stiebt auseinander, als ein Heckenschütze das Feuer eröffnet. Ein alter Mann beobachtet die Szene aus dem Fenster einer Wohnung, der Kamerablick schweift durch den Raum, ein ganz durchschnittliches bürgerliches Wohnzimmer mit vollbestückter Bücherwand. Der Schwenk endet an der Eingangstür mit mehreren Schlössern und massiven Riegeln. So beginnt der Film «Innen Leben» des belgischen Regisseurs Philippe van Leeuw, der einen Tag lang das Leben einer Gruppe von Menschen zeigt, die sich inmitten eines Kriegsgebietes in einer Wohnung verbarrikadiert haben.

Der Originaltitel des Films lautet «InSyriated», und insofern ist der Ort der Handlung durchaus eindeutig bestimmt, dennoch geht es van Leeuw nicht nur darum, auf die leidvollen Erfahrungen der Zivilbevölkerung in einem konkreten vom Krieg betroffenen Land aufmerksam zu machen.

Dadurch dass auf politische, historische oder auf persönliche Hintergründe des Geschehens gar nicht eingegangen wird und alle Szenen innerhalb einer Wohnung und ihrer unmittelbarsten Umgebung spielen, könnte «Innen Leben» genauso gut an einem anderen Ort oder in einer anderen Zeit situiert sein. Es geht also weder um Faktenvermittlung noch ums Aufzeigen von Ursachen, großen Zusammenhängen oder Lösungen, sondern um das Sichtbarmachen des Existierens «normaler» Leute in einer Lage, in der eine Extremsituation bereits Alltag geworden ist. Die Sicherheit innerhalb der vier Wände ist nur eine relative, der Handlungsspielraum der Protagonist_innen äußerst gering. Der Film trifft Zuseher_innen zunächst auf der emotionalen Ebene, Beklemmung stellt sich ein. Hoffnung lässt der Film zu, Antworten verweigert er, im Gegenteil «Innen Leben» ist ein filmisches «Buch der Fragen».

JL

 Ab 23. Juni im Kino
www.innenleben-film.de

VOLLE KONZENTRATION

Fotografie & Revolution

Demonstrationen, Polizeigewalt, Tränengas, ein brennendes Parlament – Revolutionen sind Widerstand der Zivilgesellschaft, wenn die Machtkonzentration zu groß wird. Wie in Burkina Faso 2014, als viele Menschen nicht mehr hinnehmen wollten, dass der damalige Präsident sein Amt schon wieder verlängert. Die Ausstellung «Die afrikanische Revolution. Burkina Faso 2014», die von 13. Juni bis 6. Juli im Afripoint, Hofmühlgasse 2 im 6. Bezirk, läuft, zeigt Fotografien der Revolution und bietet Programm mit Musik, Diskussionen, Filmen und einem Nachbarschaftsbrunch.

www.radioafrika.net/afripoint

Kunst & Feminismus

Wie die Kunst die zweite Welle der Frauenbewegung reflektierte, analysierte und mitgestaltete, darauf legt die Ausstellung «Woman. Feministische Avantgarde der 1970er-Jahre aus der Sammlung Verbund» ihren Fokus. Die Schau, die bereits seit einem Monat und noch bis zum 3. September läuft, ist spannend

und schon ein Must-See, zeigt aber leider nur einen Teil der feministischen Avantgardenkünstlerinnen, nämlich westliche. Wer sich genau informieren und Fragen stellen will, ist bei der Kuratorinnenführung mit Gabriele Schor und Eva Badura-Triska am 12. Juni um 17.30 Uhr richtig.

www.mumok.at

Kinderbuch & Krankheit

Wenn Opa an Demenz erkrankt ist oder Mama an Multipler Sklerose, dann stellen Kinder viele Fragen. Wie Eltern Krankheiten und auch Tod erklären, Ängste nehmen und dennoch sachlich bleiben, veranschaulicht eine Reihe kleiner Büchlein im Pixi-Format, herausgegeben von der Caritas Socialis. «Annas Mama ist super», «Max und Urli vom Ehrlingerhof» und «Anna und die beste Oma der Welt» sind bislang erschienen und auch als App und Hörbuch downloadbar. Gut aufbereitet mit netten Illustrationen und kindgerechter Sprache werden Krankheiten als Teil des Lebens dargestellt, mit dem man umgehen kann. Auch für Erwachsene beruhigend.

www.cs.at

AUFG'LEGT



SIBYLLE KEFER

«hob i dia»

(Bader Molden Recordings)

www.sibyllekefer.at

Ein Hoch auf die Freunderlwirtschaft! Und das ist jetzt definitiv nicht negativ gemeint. Wenn der Charlie und der Ernst, ersterer arbeitet für die Musik, letzterer macht die Musik, ein gemeinsames Label aus der Taufe heben – Bader Molden Recordings –, dann liegt es nahe, es gleich mit einer gemeinsamen Freundin einzuweihen. Sibylle Kefer hat dem Ernst Molden schon auf mehreren Alben ihre Stimme geborgt, und aktuell musizieren sie gemeinsam als «Ernst Molden und das Frauenorchester». Ernst Molden revanchiert sich mit dem Einsatz seiner Stromgitarren fürs neue Kefer-Album. So geht Harmonie. Auch weitere gemeinsame Freund_innen mischen mit: Martina Rittmannsberger an der Geige, Walther Soyka an der Knöpferlharmonika, Karl Stirner an der Zither ... Auf der Wolke des Glücks zupft und singt Sibylle Kefer über «katzn», ein «schlofliad» für die Kleinen, spielt «blinde kua» und ergibt sich den «gewoitrn»: «... die gonze wöt mecht i umoama und i ko a wieda woana ...» Eine Überdosis Gefühl!



MARTIN SPENGLER & DIE FOISCHN WIENER

«ummi zu dia»

(FoischeWienerRecords)

www.martinspengler.at

«Ummi zu dia», schon der Titel enttarnt Martin Spengler als foischn Wiener. Das oberösterreichische «i» anstatt des wienerischen «e» macht den Unterschied. Und auch der Rest der Band, alles «Zuagraste»! Das allerdings tut dem Wiener-Soul-Blues der foischn Wiener nichts Böses. Auf Album Nummer drei befinden sich die foischn Wiener in Bestform. Kein Ton zu viel, keiner zu wenig – und auch die Dialektextdichtung weiß zu gefallen. Auf klischeehafte Kalauer wird beharrlich verzichtet, und auch das garstige Weltbild lässt Martin Spengler links liegen und legt seinen Schwerpunkt auf Liebeslieder. Besonders gelungen eine Hymne an die bedingungslose Zweisamkeit: «Kumm, zind dei Bruckn au, vasenk dei Boot. Jog deine Ross ins Obndrot. Vaspespe de hintre Ausgaungsdia. Vaspespe in Schlissl, bleib bei mia!» Geht's noch schöner? Wödmusik aus Wien. (28. 6. live @ Theater am Spittelberg)

lama

«Aufg'legt» für die Ohren gibt es jeden Montag bei Radio Augustin (zw. 15 und 16 Uhr) auf Radio Orange 94,0.

Reise auf sechs Beinen

von Andrea Vanek

2. Tag (Fortsetzung): Raneck – Ötscherwiese – Lackenhof

Eine gewaltige Wiese tut sich vor uns auf. Sie bietet eine atemberaubende Aussicht auf den mächtigen Ötscher. Was meine Mutter über diesen schön geformten majestätischen Berg sagt, stimmt. Er hat wirklich eine besondere Ausstrahlung. Finster und würdevoll, wie ein strenger Vater, wie ein König, hockt er dort auf seinem Thron. An sehr klaren Tagen kann man ihn vom Fenster meines Elternhauses aus sehen. Wenn noch Schnee auf seiner Kuppe liegt, schaut er dem Kilimandscharo zum Verwechseln ähnlich. Aus der Ferne büßt er den Großteil seiner unnahbaren Erhabenheit ein. Er sieht einfach nur schön aus. Der Schnee ist Ende August längst verschwunden. Ich erkenne Details mit kristallklarer Schärfe. Alles scheint zum Greifen nah und unwirklich.

Die großflächige Wiese zu überqueren, verursacht ein mulmiges Gefühl. Man befindet sich auf einem Präsentierteller. Den Hund kümmert das wie immer wenig. Er läuft voraus, sobald er abgeleint wird. Ich muss ihn gleich wieder zurückpfeifen, weil ich einen Hochstand entdecke. Ein Raubvogel, vielleicht ein Adler, stößt einen scharfen Schrei aus. Die vertrauten Masten mit Leitungen tauchen wieder auf. Das hat etwas Komisches, so weit abseits jeglicher Zivilisation. Wie sich zeigen wird, täusche ich mich. Ich probiere noch einmal zaghaft, ob der Empfang hier vielleicht besser ist. Es gibt keinen, dafür befindet sich aber ein Gutshof mitten im Nirgendwo. Eine Schotterstraße lotst uns auf eine Anhöhe an dem Haus vorbei. Unten sitzen männliche Familienmitglieder an einem Tisch und plaudern. Eine hübsche junge Dackelmischlingshündin stürmt auf uns zu. Sie horcht nicht auf die Rufe ihres Besitzers. Der Hund ist sehr angetan. Ich ziehe ihm das Geschirr aus, damit er spielen kann. Erstaunlich, wie viel Ausdauer in dem alten Tier steckt. Die Zunge hängt ihm fast bis zum Boden, trotzdem saust er durch das hohe Gras, als hätten wir unsere Wanderung gerade erst begonnen.

Fortsetzung auf Seite 32

Fortsetzung von Seite 31: *Reise auf sechs Beinen*

Die Hündin ist offenbar läufig und ziemlich naiv. Sie interessiert sich nicht für die Avancen meines Hundes, sie möchte einfach Spaß haben. Anfangs ist er noch ganz Gentleman, aber er wird immer zudringlicher. Da er kastriert ist, wäre es an sich keine Tragödie, wenn er sie bespringt. Aber bei aller Eigenhundeliebe wiegt die Solidarität mit der Frauenwelt doch stärker. Die ist ja noch ein halbes Kind. Ich ziehe ihm das Geschirr wieder über, wobei ich ziemlich energisch vorgehen muss. Außerdem ist der Besitzer inzwischen aufgetaucht, um seine Dackeldame abzuholen. Reichlich spät, denke ich.

Einige Stunden gehen wir durch einen kühlen, feuchten Wald. Verschiedenste Moose bedecken den daunenweichen Boden. An einigen Stellen wachsen ganze Farnwälder zwischen den hohen Stämmen der Nadelbäume. Man könnte fast glauben, man befindet sich im Dunkelsteinerwald. Diese Gegend ist so verlassen, dass ich mir nicht mehr die Mühe mache, mich hinter einem dicken Baumstamm zu verstecken, um meiner Blasenschwäche nachzugeben. Der Hund verfolgt mich jedes Mal und steht dabei neben mir, steinern, den Kopf wachsam erhoben und in alle Richtungen spähend.

Ich lasse ihn laufen. Nach seiner Hetzjagd mit dem Hundemädchen muss er wirklich müde sein. Das hindert ihn nicht daran, immer ein Stück vorauszu laufen und dann stehen zu bleiben. Freiwillig schont er seine Reserven nicht. Lieber würde er vor Anstrengung kollabieren. Das letzte Stück des Weges vor der nächsten Ortschaft führt waagrecht entlang von Waldhängen, nunmehr Mischwald. Das Gefälle ist beeindruckend. Ich hoffe inständig, dass der Hund mit seiner Angewohnheit, immer am äußersten Wegrand zu trappeln, nicht den Halt verlieren möge. Er ist zwar sicher geschickter als ein Mensch, aber wenn er hier ausrutscht, wird er sich trotzdem verletzen. Vor allem sähe ich keine Möglichkeit, ihn wieder heraufzufischen. Doch alles geht gut und wir kommen nach Raneck. Der noch immer nicht existente Empfang macht mich müde. Ich grüße aufs Geratewohl die

Bewohner eines Hauses, um sie zu fragen, ob ich ihr Telefon benutzen darf. Es sind zwei milchgesichtige Kinder im Teenageralter. Also frage ich sie nach ihren Eltern. Sie stieren mich wortlos an, als wäre ich ein Außerirdischer. Ich wiederhole meine Frage. «Wie bitte?», gibt das größere endlich von sich. «Sand eichare Ödtan daham?» – «Wie bitte?» Das darf doch nicht wahr sein, denke ich. Die können ihre eigene Muttersprache nicht. «Ob eure Eltern zuhause sind, möcht' ich wissen.» – «Nein.» – «Ist irgendein anderer Erwachsener im Haus?» – «Ja.» – «Wer denn?» – «Die Oma.» – «Könnt ihr sie bitte mal kurz holen?» – «Ja.»

Wie versteinert. Nach einem kurzen Moment, in dem sie mich wie versteinert anschauen, verschwinden die Kinder im Inneren des Hauses. Kurz darauf erscheint

*Es geht zu
meinem
Vergnügen nur
noch bergab*

“

ein älterer Mann, offenbar der Opa. Er macht zum Glück einen weniger verschreckten Eindruck und er versteht sogar Mundart. Ich wundere mich, ob ihn seine eigenen Enkel überhaupt verstehen können. Er bringt mir ein schnurloses Festnetztelefon. Während ich meiner Mutter die Situation erkläre, erscheint die Oma im Hausflur.

Meine Mutter ist, wie zu Befürchten war, besorgt um meinen Zustand, also sage ich ihr, ich muss auflegen, das Handy gehört nicht mir. Die Oma gibt ihren Senf dazu: «Na geh bitte. Ob da Ötscherwiese haum's eh wieda an Empfang. Des kost' so vü vom Festnetz auf a Handy auruauf!» Mit diesem Kommentar verschwindet sie wieder. Ich biete dem Opa noch eine

Ersatzzahlung für das Telefonat, die er lächelnd ablehnt. Der ist auch gestraft mit seiner Alten, denke ich.

Die letzte Asphaltstraße verbindet Raneck mit Lackenhof. Diesmal haben sich die Wegweiser nicht geirrt. Es dauert ziemlich genau eine Stunde und es geht zu meinem Vergnügen nur noch bergab. Ötscherwiese entpuppt sich nicht nur als frisch gemähte Wiese, auf der gerade ein Heuwender seine Arbeit verrichtet, sondern vor allem als Ort, bestehend aus wenigen urigen Einfamilienhäusern und mehreren Pensionen. Die Giebedächer der alten Häuser führen vom First bis tief hinunter, fast bis zu den Fenstern. Sie sind allerdings so hoch, dass ich darunter noch ein oder zwei Geschoße vermute. Die wenigen Einheimischen begegnen mir freundlich. Ein Wirtshaus gibt es auch. Ich überlege, mich hier zu stärken, doch es sieht geschlossen aus und ich befürchte, der innere Schweinehund könnte Überhand nehmen, wenn ich erst einmal den Rucksack abgelegt habe. Der Dienstag ist anscheinend ein beliebter Ruhetag in dieser Gegend. Mehr aus Langeweile als aus Notwendigkeit frage ich eine Joggerin, ob Ötscherwiese schon zu Lackenhof gehört. Sie verneint, meint aber, es wäre nicht mehr weit. Ich müsste einfach nur der Straße folgen.

Hotelanlagen, Lifte, Reitstall. An einem Gehege mit Schafen vorbei, eine Abkürzung über einen Hof wegen des Wachhundes meidend, erreichen wir unser Ziel. Riesige Hotelanlagen, Lifte und ein Reitstall mit ausgedehnten Koppeln beherrschen das Bild von Lackenhof und sind Zeugnisse des florierenden Tourismus.

Es ist ein erstaunlich langgestreckter Ort. Wir marschieren weiter, bis wir endlich ein offenes Lokal in der Nähe des Zentrums finden. Die «Almwiese», die sich genau vor einem Nah & Frisch angesiedelt hat, erweist sich als sehr rustikales Café-Restaurant. Es wäre unter normalen Umständen nicht die Art von Lokal, die ich bevorzugen würde, aber momentan ist mir alles recht. Inzwischen habe ich mit der Anpassung an die österreichische



ILLUSTRATION: ANDREA VANEK

*Er liegt, den
Kopf über den
Rand der
Decke hängen
lassend, und
schnarcht*

“

seine Trockenfütterration mit sichtlichem Appetit, sondern auch den beachtlichen Berg Rindfleisch. Als ich nach einer Weile wieder hinuntersehe, hat er auch noch die Serviette gefressen.

Die nächsten Stunden verbringen wir als einziger Fixpunkt zwischen kommenden und gehenden Gästen an unserem Tisch. Neben uns sitzen ein paar Wiener. Der Hund schläft ein, seine schräg sitzenden Kulleraugen öffnen sich jedoch bei der leisesten Störung wieder. Ich bestelle eine Menge Tee, Kakao und Kuchen, damit sie uns nicht hinausschmeißen, und

benutze die Toilette in regelmäßigen Abständen. Ich schreibe an meinem Bericht weiter, bis ich den Stift verlege. Als meine Eltern auftauchen, wirkt der Hund zu müde, um sich so unbändig zu freuen, wie er das normalerweise täte. Er versucht, seine mangelhafte physische Präsenz mit stimmlicher auszugleichen. Wir bestellen noch mehr Getränke, bevor wir schließlich abreisen.

Den nächsten Tag verbringt der Hund spazierganglos, wie ein Bär im Winterschlaf im Wechsel auf seinen diversen Lieblingsplätzen im Haus und im Garten. Er liegt, den Kopf über den Rand der Decke hängen lassend, die Pfoten angewinkelt, mit fest verschlossenen Augen da und schnarcht kettensägenrasselnd wie ein Mensch. Nach einer Weile erwacht er, gähnt geräuschvoll mit aufgerollter Zunge und begibt sich, etwas steif im Rücken, zu einer anderen Stelle, so als müsste er sämtliche Ruheplätze mit seiner Anwesenheit zu befüllen. Diese Reise war mein Geschenk an uns beide. ■

Der erste und zweite Teil von Andrea Vaneks «Reise auf sechs Beinen» erschienen in den Ausgaben 434 und 437. Sie sind auch auf unserer Homepage www.augustin.or.at nachzulesen.

Aus der KulturPASSage

(Ein) Käthchen. Traum

... frei nach «Das Käthchen von Heilbronn» von Heinrich von Kleist, derzeit im TAG – Theater in der Gumpendorfer Straße.

Gernot Plass, verantwortlich für Text und Regie, hat diesen Klassiker in der heutigen Zeit angesiedelt und bietet damit ein Erlebnis der besonderen Art, eine Geschichte zwischen Traum und Wirklichkeit in teilweise beeindruckenden Bildern. Ich persönlich kenne leider das Original nicht, ich weiß, es spielt in der Ritterzeit und erzählt von Verurteilung, Intrigen, Liebe und von Verwechslungen, wo sich am Ende alles aufklärt und sich zum Besten wendet. Gernot Plass hat in seiner modernen Inszenierung nicht die äußere Handlung in den Vordergrund gestellt, wahrscheinlich, um Platz zu lassen für intensive Gefühle. Möglicherweise lässt sich das Original auch gar nicht in die heutige Zeit transportieren, obwohl uneheliche Kinder und Erbschaftsstreitigkeiten nicht ausschließlich dem Mittelalter zuzuordnen sind. Alle Darsteller_innen haben mich überzeugt, ihr Spiel mit der Gefühlswelt war sehr intensiv und ließ mich in jeder Sequenz mitfiebern. Die Palette reichte von Angst, Hoffnung, Zerrissenheit, Ablehnung und Liebe bis zu gesellschaftlichen Grundhaltungen, wie Vorurteil, Betrug und Blendung, Gier und dem Streben nach Geltung. Besonders hervorheben möchte ich dabei die schauspielerische Leistung von Nancy Mensah-Offei, die das Käthchen verkörperte. Als vom Adel unterschätztes, gepeinigtes und verstoßenes Mädchen überzeugte sie in einer Darstellung, welche Würde



FOTO: ANNA STÖCHER

Jeder Satz von Nancy Mensah-Offei als Käthchen ging unter die Haut

und Selbstbewusstsein ausstrahlte, jeder Satz von Nancy Mensah-Offei ging unter die Haut, auch ob der Ruhe, mit der sie jede Aussage unterstrich. Auch Elisabeth Veit als Kunigunde will ich im Besonderen erwähnen, sie hat mich mit ihrem enormen Temperament überzeugt, sehr deutlich verständlich zeigte sie auch Mut zur «Hässlichkeit». Auch alle anderen Schauspieler_innen trugen zu den beeindruckenden Szenen bei, man konnte die Spielfreude bemerken, welche durch das begeisterte Publikum aufgeschaukelt wurde. Das Zusammenspiel begeisterte mich, auch bei den Umbauarbeiten des ganz schlichten Bühnenbildes war ein absolutes Teamwork zu erkennen.

Gernot Plass hat es mit dieser Inszenierung überzeugend geschafft, das Geschehen mit vielen amüsanten und humorvollen Szenen in die heutige Zeit zu verlegen. Er hat dabei fast ausschließlich Originaltexte von Heinrich von Kleist verwendet und lässt – unter Einfluss von Magie und Cherubinen – die Gefühlsausbrüche seiner Darsteller_innen immer mehr in den Wahnsinn abdriften. Dieses Stilmittels hat sich Herr Plass bestimmt auch deshalb bedient, weil Heinrich von Kleist schwere Depressionen hatte und schlussendlich (gemeinsam mit Henriette Vogel) Selbstmord beging. Vielleicht lag dieses ständige An-sich-Zweifeln auch ein wenig daran, dass dieser geniale Schriftsteller immer im Schatten von Goethe und Schiller gestanden ist. Hätte

Heinrich von Kleist nicht zur gleichen Zeit wie diese Granden der Literatur gelebt, wahrscheinlich würde man heute mehr Stücke von ihm sehen als sein Werk «Der zerbrochne Krug», mit dem er seinen Kritikern seine Fähigkeit bewiesen hat, sehr wohl auch Komödien schreiben zu können.

Für mich persönlich hat er allerdings gerade mit dem «Käthchen von Heilbronn» gezeigt, wie gefühlvoll seine Texte waren und sind. Ich habe diese, seine Poesie und damit verbunden die wunderbare Aufführung von Gernot Plass enorm genossen.

Rudi Lehner



(Ein) Käthchen. Traum oder Der seltsame Fall aus Heilbronn
Weitere Aufführungstermine im Herbst
TAG Theater an der Gumpendorfer Straße
6., Gumpendorfer Straße 67
www.dastag.at

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt zu besuchen.

www.hungeraufkunstundkultur.at

TONIS BILDERLEBEN



Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (82)

Zwei Stunden Wartezeit für Čevapčići



Herr Hüseyin fühlt sich an diesem Sonntag wohl. Der Sommer ist in Wien endlich angekommen. Nach so vielen politischen Turbulenzen sowohl hier als auch in der alten Heimat ist Hüseyin froh, sich zumindest einige Zeit damit nicht auseinandersetzen zu müssen. Er möchte den Alltag in Wien endlich mal genießen. Über Facebook wurde er über das erste Čevapčići Open Air Festival benachrichtigt. Interessant, dachte sich Hüseyin. Er hatte lange Zeit in den ersten Jahren mit den Exjugoslawen gearbeitet. Diese führen an den Wochenenden immer nach Hause. Es war wie ein Fest, wenn sie sich trafen. Sie waren wirklich nur zum Arbeiten da. Zwar waren die Menschen aus der Türkei auch zum Arbeiten hier, aber der Unterschied war halt, die Exjugoslawen konnten jedes Wochenende nach Hause zu ihren Eltern, Kindern und Verwandten fahren. Die Türken machten an diesen Wochenenden die ganzen Parks und Bahnhöfe zu ihren Aufenthaltsorten. Wenn das Wetter schön war, wurde jede freie Fläche in der Stadt und Umgebung von den aus der Türkei stammenden Menschen zum Grillen ausgenutzt.

In den Achtzigern teilten sich in den Baracken Hüseyin und seine Landsleute mit den Bosniern, Kroaten und Serben die Küche. Diese kleine Küche für die dort Wohnenden war nicht sehr groß. Unter den Bosniern gab es auch Muslime. Die bosnischen Muslime haben manchmal eben Schweinefleisch gekocht. Natürlich akzeptierten die türkischen Muslime diese nicht als solche. Die Schweinshaxen wollten sich nicht unter einem Kochtopfdeckel verstecken. Durch den Druck des Kochwassers schossen die Schweinshaxen ans Tageslicht. So sahen die Türken, dass der muslimische Genosse aus Bosnien Schweinefleisch kochte. Das brachte manche Türken zum Rasen. Sie stellten sein Muslimsein in Frage. An den Tagen ohne Jugos gab es in der Küche genug Platz. An den Wochenenden grillten die Türken/Kurden neben der Asphaltfabrik. Es gab sehr viele Pflastersteine. Jeder hatte auf diesem Fabrikgelände seinen eigenen Grillplatz. Nach dem Grillen wurde Karten gespielt. Neben dem Gemeinschaftsraum gab es auch einen Fernseher. Die Kartenspieler ließen den Ton ausgeschaltet. Die Zuschauer waren eher um die Kartenspieler versammelt.

Herr Hüseyin fragt sich heute noch, wie es denn um unsere Deutschkenntnissen bestellt wäre, hätten wir in all den Jahren neben dem Kartenspiel den Ton des Fernsehers auf laut gestellt. Nach dem Kartenspielen waren einige mit ihren österreichischen Freundinnen zum Tanzen verabredet, oder sie fuhren in den Tanzsalon Oberbayern in den Prater, um dort Frauen kennenzulernen, oder nur zum Tanzen. Sie alle waren sehr diszipliniert. Keiner gab Geld aus, um vom Prater bis nach Strebersdorf mit dem Taxi zu fahren. Alle nahmen den letzten Zug oder die letzte Straßenbahn bis zur Autokaderstraße.

Herr Hüseyin fährt mit der U1 bis Alte Donau, von dort aus noch 5 Minuten bis zum Čevapčići Open Air Festival. Er hat Lust auf gute Čevapčići mit Zwiebeln und Ajvar. Als er dort ankommt, sieht er eine riesige Schlange von Menschen. Es raucht. Ein buntes Gemisch an Menschen. Eine Livemusikgruppe, tolle Stimmung. Aber zwei Stunden auf die Čevapčići zu warten, ist zu lang, denkt sich Herr Hüseyin. Nachdem er einige Fotos gemacht hat, verlässt er diesen Ort.

Mehmet Emir

Augustin lädt zur Anagrammfabrik mit Gerhard Jaschke

Einsame Ameisen

Die «Anstalt für Dichtungen aller Richtungen», vulgo Augustin-Schreibwerkstatt, setzt seine Plädoyers für spielerischen Umgang mit der Sprache fort. Den Besucher_innen werden undramatische Wörter wie Ameisen, Ampel oder Mehl – oder auch ganze Sätze – vorgegeben. Sie müssen nun versuchen, aus allen Buchstaben des betreffenden Wortes oder Satzes ein anderes Wort oder einen anderen Satz zu kreieren. Wenn ihnen das gelingt, haben sie ein ANAGRAMM gebildet. Kaum gelingen wird den Besucher_innen, neue Palindrome zu erfinden: ein PALINDROM ist eine Buchstabenkette, die vorwärts wie rückwärts gelesen identisch ist. Ein bekanntes Beispiel: «Renate bittet Tibetaner».

Die «Anstalt» hat keine Kosten und Mühen gescheut, um einen der leidenschaftlichsten Anagrammisten Wiens, den Schriftsteller Gerhard Jaschke, für unsere «Anagrammfabrik» zu engagieren. Jaschke gründete 1975 die nach wie vor bestehende Literaturzeitschrift «Freibord», ist Co-Geschäftsführer der «Grazer Autorenversammlung» und lehrt Literaturgeschichte an der Wiener Akademie der bildenden Künste.

Auflösung:

«Einsame» ist ein Anagramm zu «Ameisen»,
«Helm» ein Anagramm zu «Mehl» und «Lehm»,
«Lampe» und «Palme» sind Anagramme zu
«Ampel».

ANSTALT FÜR
DICHTUNGEN
ALLER
RICHTUNGEN



Anstalt für Dichtungen aller Richtungen:
«Anagrammfabrik» mit G. Jaschke
Montag, 12. Juni
Beginn: 19 Uhr
5., Reinprechtsdorfer Straße 31/im Hof
Für alle offen! Eintritt frei!

Cherchez la Femme
Frauen im Porträt – Eine Kolumne von Jella Jost

Litzi Friedmann – Das Gesicht wiederfinden

Litzi Friedmann, geborene Alice Kohlmann, war österreichische Kommunistin, Jüdin und erste Frau des Spions Kim Philby. Im Jahr 1933, als sie gerade 23 Jahre war, wurde sie als Agentin rekrutiert, und das war wohl das heikelste Kapitel ihres Lebens, wie Barbara Honigmann in ihrem Buch über ihre Mutter Litzi schreibt. Honigmanns Bücher verschlinge ich geradezu, ich verleibe sie mir ein, als würde Honigmann literarisch für mich etwas erledigen, wozu ich nie in der Lage war und bin.

Litzi Friedmanns Ehe mit dem weltberühmten «Meisterspion» Kim Philby, der als sowjetischer Agent in England arbeitete und später in die Sowjetunion flüchtete, warf einige Fragen auf. Geht man davon aus, dass die meisten Spionageringe eliteorientiert und männlich besetzt waren, so war Litzi Friedmann darin sicherlich eine herausragende Ausnahme, aber ihre eindrucksvolle Geschichte als weibliche Agentin wurde im Sinne maskuliner Aufladung und Geschichtsschreibung verzerrt und verfälscht – wie viele andere Frauengeschichten auch. Im «Guardian» von 2003 lese ich von «... männlichen Spionen, die in verrauchten Räumen naiven Diplomaten Honig ums Maul schmierem, mit grau-gesichtigen Sowjet-Menschen auf Parkbänken geheimnisvolle Gespräche führen und dass man sich daneben keine Frau vorstellen kann». Das klingt eher nach einem James-Bond-Filmschnitt als nach einer fundierten Recherche im Sinne der Gleichstellung und gegenderten Berichterstattung. Nach dem Kalten Krieg gab es Zugang zu den Archiven in Moskau, offenbar tun sich jedoch immer wieder biografische Widersprüche auf.

Widerstand und Menschenleben

1932 wurde Friedmann in Österreich für einige Wochen inhaftiert, als sie der (illegalen) Kommunistischen Partei beitrug und im Untergrund arbeitete. Litzi Friedmann wurde in eine jüdisch-wienerische

Familie geboren, die sich deutlich am linken Flügel positionierte und Sympathisanten gerne Unterkunft gewährte. Einer von diesen war der idealistische Student Kim Philby, der nach seinem Studium im elitären Cambridge als Antifaschist in Österreich politisch tätig werden wollte. Ein Freund aus der Kommunistischen Partei gab ihm Hinweise zu der Unterkunft bei der Familie Friedmann. So begann eine intensive politische und private Verbundenheit von «Mary» und «Söhnchen» (ihre Spitznamen). Friedmanns Unverblümtheit und Direktheit zogen den blutjungen Philby magisch an. Litzi radikalisierte ihn, er begann mit ihr zusammenzuarbeiten, sammelte Gelder, agierte als Kurier für Untergrundorganisationen, half von den Faschisten Verfolgten zur Flucht aus Wien und erkannte dadurch, dass der Widerstand Menschenleben kostete und was die Leute im Untergrund riskierten. Das festigte seinen Standpunkt, als Kanzler Engelbert Dollfuß Sozialisten und Kommunisten verfolgen und verhaften ließ. Seine Armee bombardierte Arbeiterhäuser und Gewerkschaften. Es wird geschätzt, dass innerhalb von 4 Tagen 1500 Menschen festgenommen wurden. Die meisten ihrer Anführer wurden exekutiert. Manche Sozialdemokrat_innen wechselten in dieser Zeit das Lager und gingen zur KP. Viele sahen in der Sowjetunion die einzige Macht, die einen Sieg der Nationalsozialisten verhindern konnte. Eine parlamentarische Demokratie war gescheitert, sowohl in Österreich als auch in Deutschland.

In diesem zweiwöchig entbrannten Bürgerkrieg befanden sich Kim und Litzi in Lebensgefahr. Aus diesem Grund heirateten beide 1934, da Litzi der britische Pass Philbys Schutz bot. In einem Interview 1967 spricht sie: «Die Polizei jagte alle Kommunisten. Ich fand heraus, dass sie auch hinter mir her waren. Ein gangbarer Weg, dem zu entkommen, war eine Heirat mit Kim, der einen britischen Pass hatte und mit dem ich das Land verlassen konnte. Und genau das taten wir. Ich würde es eine zweckmäßige Heirat nennen, zum Teil das und zum Teil Liebe.»

Die Flucht nach London gelang, und beide lebten eine Zeit bei Philbys Mutter, die mit der politischen Radikalität ihres Sohnes nicht einverstanden war. Sie erhoffte sich einen Kurswechsel ihres Sohnes durch eine andere Art von Arbeit. Doch die Spionagetätigkeit für die Sowjets lief intensiv weiter. Litzi traf in London auf eine alte Freundin, Edith Tudor-Hart, die ebenfalls in Wien geboren war. Beide trafen auf Arnold Deutsch, einen Agenten des NKWD, der nach London eingeschleust worden war, als Student der London University. Der NKWD war der geheimpolizeiliche Apparat der Sowjetunion, welcher mehrmals umbenannt wurde (1941 in NKGB, später MGB, KGB). Sie beschlossen, Spione zu rekrutieren, und so wurde Kim Philby einer der ersten britischen Agenten, die von einem ausländischen Geheimdienst beauftragt wurden. Philby traf sich mit Deutsch im Regents Park, anonym auf einer Parkbank, fast klassisch vertraut wie eine Szene aus einem Film, und dort überzeugte der Kommunist Deutsch den Briten, Spion zu werden. Bedingung war, dass Litzi und Kim alle Verbindungen zu den Kommunist_innen aufgeben mussten. Kein leichtes Leben, stelle ich mir vor. Und es kommt noch weit dicker: Die Russen betrachteten Litzis politische Herkunft als jüdische Kommunistin aus Wien als Handicap für Philbys Agententätigkeit. Sie wollten ihn als Person aus dem rechten Lager konfigurieren, damit Philby dort schnüffeln konnte. Das war die Absicht und sie war klar.

Kriege werden nicht durch achtbare Methoden gewonnen

Philby wusste, dass er Litzi loswerden musste, wie er später selbst einmal sagte. In Wahrheit hatte Moskau dies verlangt. Er ging nach Spanien, erhielt Kontakt zu Franco-Anhängern und setzte seine Arbeit so unerkannt fort. Sein Image als Neofaschist konnte er gut etablieren.

Litzi aber freundete sich mit Georg Honigmann an, einem ehemaligen Aktivist der Kommunistischen Partei. Nach

Wo
bleiben
die
«dritten
Frauen»?



GRAPHIC: JELLA JOST

dem Krieg gingen beide in die DDR und heirateten. Litzi arbeitete beim Film, Honigmann für die Berliner Zeitung. Ihre Tochter Barbara Honigmann wurde 1949 geboren. Litzi Friedmann starb 1991. Sie lässt sich nicht gut mit dem üblichen Bild einer Spionin vergleichen, war ihr Auftreten doch der Zeit voraus: modern, emanzipiert, unangepasst, gebildet, klug und zielstrebig. Dennoch, die Diktatur der Spionage ist eine territoriale Eisfläche. In der DDR spitzelte der oder die eine seine oder ihre Freundin aus und der Nachbar seinen Nachbarn, mit dem er gerade kumpelhaft sein Bier untergespült hatte. Während der Nazidiktatur war man sich niemandes mehr sicher, beste Freundinen wurden plötzlich zu faschistoiden Verbrecher_innen oder Mit-Täter_innen. Menschliche Tragödien wurden sichtbar. Kim Philby sprach über seine Erfahrungen, bedauerte weder seine Trennung von Litzi noch den Betrug an seiner Familie und Freunden. «Ich habe immer auf zwei Ebenen operiert, einer persönlichen und einer politischen Ebene. Im Falle eines Konflikts musste ich der politischen den Vorrang geben. Das kann sehr

schmerzhaft sein. Ich betrüge nicht gerne Menschen, vor allem nicht Freunde. Auch wenn viele dies nicht glauben mögen, ich fühle mich deshalb schlecht. Aber auch Soldaten fühlen sich schlecht wegen der Notwendigkeit zu töten.»

Spionage bedeutet Menschen ans Messer zu liefern, damit unliebsame Personen eliminiert werden können. Frauen wurden vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg verstärkt als Spioninnen eingesetzt, nicht zuletzt, weil sie seltener Misstrauen erregten und daher weniger fürchten mussten, entdeckt zu werden. Aber auch der kriegsbedingte Männermangel sorgte dafür, dass systematisch Agentinnen ausgebildet wurden. Die «Special Operations Executive», eine Spezialeinheit der Briten, die den europäischen Widerstand gegen Nazi-Deutschland durch Spionage und Sabotage unterstützen sollte, schickte ihre Aspirantinnen durch ein hartes Training. Der Umgang mit Sprengstoff stand ebenso auf dem Lehrplan wie Nahkampf oder geheime Kommunikationstechniken. «Kriege werden nicht durch achtbare Methoden gewonnen», sagte Mata Hari, die berühmteste weibliche Spionin. Einer der

prominentesten männlichen Spione, Hans Smolka, hatte übrigens großen Einfluss auf den Film «Der dritte Mann».

Aber wo sind die vielen dritten Frauen? Filme sind richtungsweisend. Sind wie Schilder am Wegesrand. Sind Pfeile mitten ins Herz. Wieso schaffen es immer wieder Männer, sich an die vorderste Front zu spielen? In den zahlreichen Artikeln über Spionage lese ich bemerkenswerte unterminierende Formulierungen im Zusammenhang mit weiblicher Intelligenz: «List und Lippenstift» oder «Störrisches Mädchen mit Körpereinsatz bei Politikern», «Einkochen von Marmelade», «Sex-Appel und Handgranate» oder «Devotes Dummchen oder Churchills Spionin» und vieles Ähnliches mehr. 2018 gibt es ein neues Frauenvolksbegehren. Mit altbekannten Forderungen. Eine gerechte Gesellschaft ist eine friedliche Gesellschaft. Und nichts ist heute dringlicher als das. ■

Donald Trump und das Land Oberösterreich

Der Dozent hatte seinen Freund Groll in ein Spezialitätenrestaurant der Wiener Innenstadt eingeladen, um mit ihm zwei Fragen der *condition humaine** zu besprechen. Beim Leberkäs-Pepi in der Operngasse kam er nach einem Spargelleberkäse und einem Glas Bier zur Sache. Ob Herr Groll schon vom neuesten Deal des amerikanischen Präsidenten gehört habe.

Groll verzehrte den letzten Bissen seines Sauerkraut-Leberkäses und nahm einen Schuss von der *Hausrucker Rabiato*. «Hat er Russland Milliarden amerikanische Kaugummis zu einem überhöhten Preis angelehrt?»

«Das wäre harmlos», erwiderte der Dozent und verlangte nach der Rechnung.

«Hat er China zehn Milliarden Tischtennisbälle zu horrenden Preisen verklopft?»

«Auch das wäre nicht so schlimm.»

«Hat er sich selbst den höchsten amerikanischen Tapferkeitsorden verliehen? Hat er sich bei der Preisrede dafür beschimpft, dass er das nicht schon längst getan hat? Und hat er daraufhin sechs Minister entlassen, die ihn auf dieses himmelschreiende Unrecht nicht schon früher aufmerksam machten?»

«Auch das wäre für die meisten US-Bürger noch zu verkraften.»

«Dann muss ich passen.» Herr Groll kippte die Rabiato in eine Tischvase. Was Donald Trump nun vorgeschlagen habe?

Der Dozent beugte sich vor. «Der Präsident plant Einschnitte bei der staatlichen

Krankenversicherung für arme und behinderte Menschen. Für das entsprechende Programm *Medicaid* seien drastische Kürzungen vorgesehen, heißt es in der *Washington Post*. Trump will das Budget des Programms *Medicaid*, das Menschen mit geringem Einkommen kostenlose Arztbesuche ermöglicht, in den nächsten zehn Jahren um 800 Milliarden Dollar kürzen. Berechnungen des US-Kongresses würde das rund zehn Millionen US-Bürger ihrer Gesundheitsversorgung berauben. Zudem werde erwartet, dass Trump ein weiteres Programm kürzen wolle, eines, das arme Amerikaner mit Essensmarken versorgt.» Der Kellner legte die Rechnung vor, der Dozent suchte in seiner Geldbörse nach Münzen. Erstaunt registrierte Groll, dass der Dozent nahezu achtzig Cent Trinkgeld gab. Der Dozent fuhr fort: «Im laufenden Haushaltsjahr werden dem Verteidigungsministerium 15 Milliarden Dollar mehr zur Verfügung gestellt.»

«Der Mann bleibt sich und seinen Wahlversprechen treu», sagte Groll. «Die Kälber haben ihren Metzger gewählt. Der schreiet nun zur Tat.»

«Ihre Gelassenheit ist befremdlich. Vielleicht, weil die Lage in Österreich wesentlich besser ist?»

«Da muss ich leider widersprechen», sagte Groll. «Dieser Tage beschließt die Oberösterreichische Landesregierung eine Novelle zum Landes-Antidiskriminierungsgesetz. Es sollte ein Kernstück der Menschenrechts- und Integrationspolitik des Landes darstellen.»

306. FOLGE



HERR GROLL AUF REISEN

«Ich ahne Schlimmes», meinte der Dozent.

«Sie untertreiben», sagte Groll. «Viele Menschenrechtsorganisationen als auch die Volksanwaltschaft laufen gegen diese Novelle Sturm, sie verstoße gröblich gegen grundsätzliche, menschenrechtliche Standards, welche von der Republik Österreich völkerrechtlich anerkannt wurden. Die zuständige Landesrätin Gerstorfer wird im übrigen von der SPÖ gestellt.»

Der Dozent zückte sein Notizbuch.

Groll fuhr fort. «Zum einen ist die Antidiskriminierungsstelle nicht unabhängig, sie weist auch nicht die erforderliche personale und finanzielle Ausstattung auf. Auch wird kritisiert, dass die Leitung nur durch Landesbedienstete besetzt werden soll und eine rechtskundige Ausbildung nicht erforderlich ist.»

«Das ist stark», sagte der Dozent und schrieb.

«Des Weiteren werden die Tätigkeitsberichte der Antidiskriminierungsstelle nicht jährlich, sondern nur bei Bedarf verfasst. Der Bericht wird nur an die Landesregierung ergehen, also nicht öffentlich sein. Darüber hinaus widerspricht die Ausstattung und Praxis des Landes-Monitoringausschusses den fundamentalen Grundsätzen der UN-Behindertenrechtskonvention diametral** Zu guter Letzt sind von den massiven Kürzungen der Mindestsicherung für Asylwerber auch behinderte Menschen betroffen, die seit Jahrzehnten in Oberösterreich leben.»

Der Dozent schüttelte den Kopf.

Herr Groll resümierte: «So fügt das eine sich ins andere. Vom Rassismus zum Sozialdarwinismus ist es nur ein kleiner Schritt – und schon ist die Straße der Zivilisation verstopft.»

Erwin Riess

* *La condition humaine* / So lebt der Mensch, Roman von André Malraux, 1933. Im selben Jahr malte René Magritte sein berühmtes gleichnamiges Gemälde.

** Gunther Trübswasser, Vorsitzender von SOS-Menschenrechte Österreich, selbst Mitglied des oberösterreichischen Monitoringausschusses sowie des Unabhängigen Monitoringausschusses beim Bund, sieht in dem Vorhaben einen Rückfall in finstere obrigkeitstaatliche Praktiken. (Bizeps.at)



Freie Fahrt zurück!

Eine heftige Woche

19. 5.

Ich lenke schon heute meine Wege in Richtung Nahrungsmittel meines Vertrauens. Die Sonne zeigt sich verschärft ambitioniert, was im Normalfall zu guter Laune meinerseits zu führen pflegt. Heute eher weniger, da es nämlich unter anderem Katzensand zu erwerben gilt. Der wiederum wiegt 10 Kilo, ein Gewicht, das in praller Sonne nach Hause transportiert werden muss. Nach welcher Nahrung mir der Sinn steht, gilt nach wie vor als völlig ungeklärt. Ich lasse mich überraschen ...

20. 5.

Ich bin mithilfe einer Pressekarte zu Gast bei den Danube Dragons. Die spielen aber ausnahmsweise nicht wie üblich in Stadlau, sondern am Platz des SR Donaufeld. Aber da der Mensch, im vorliegenden Fall ich, ein Gewohnheitstier ist, entere ich die vermeintlich richtige Bim und zeige mich verwundert, nachdem ich in Stadlau und nicht in Donaufeld lande. Also wieder retour. Zum Glück bin ich früh genug zu meiner Rundreise durch Transdanubien aufgebrochen. Und während ich gestern waagrecht schwitze, droht mich der heutige kühle Wind vom endlich gefundenen Sportplatz zu wehen. An diesen Wetterkapriolen ist sicher der Donald aus den USA schuld. Aber egal, ich sehe ein interessantes Match zwischen den Dragons und den Giants aus Graz, das die Steirer mit 52 : 33 für sich entscheiden. Und glücklicherweise vermochte ich den richtigen Heimweg beim ersten Versuch zu finden.

21. 5.

Dieser Herr Kurz scheint vor lauter Intrigen nicht einmal den Weg in irgendein TV-Studio zu finden. Aber ich verstehe das, immerhin müsste er dann ganz ohne Smartphone und völlig alleine die passenden Antworten finden. Warum interessiert mich das überhaupt? Vielleicht liegt es daran, dass sich mir nicht nur von mir, sondern auch von landesüblicher Ureinwohnerschaft die diversesten Fragen im Zusammenhang mit Politik gestellt werden. Warum lässt es eine Partei zu, dass sich jemand zum Alleinherrscher kühren will? Das ging vor über 70 Jahren schon einmal auf schreckliche Weise schief. Warum ist die neue Parteifarbe der «neuen» Volkspartei türkis? Wäre ein dezentes Hellbraun nicht passender? Was wird uns dieses Schaulaufen eines Selbstdarstellers und seiner Entourage letztlich kosten? Und zwar nicht nur finanziell ...

22. 5.

Der verhaltensoriginelle Onkel aus den USA darf endlich sein Land verlassen. Die Welt hält schon einmal prophylaktisch und kollektiv den Atem an. Es war leider nicht eruierbar, ob sich der eine oder andere Raubtierdompteur gefunden hat, um den Donald zu begleiten. Wie ich mit Schrecken vernommen habe, sei zum

Beispiel der Klimawandel eine Erfindung der «fake news». Außerdem sei Herr Trump laut eigener Aussage der «Ernest Hemingway der 140 Zeichen». Da bin ich aber erschrocken, weil ich nie damit gerechnet hätte, dass Herr Trump den Namen Hemingway kennt. Aber egal, ich möchte noch ein wenig klugscheißen und behaupte hiermit, wie folgt: «Es kostet uns nicht die Welt, unseren Planeten zu retten, aber es kostet uns die Welt, ihn nicht zu retten.» Von wem das kommt, entzieht sich leider meiner Kenntnis, ich habe aber immer gefährliches Halbwissen irgendwo herumliegen, und zwar analog.

23. 5.

Fröhlich dem Bett entwichen. Dann Nachrichten konsumiert. Jetzt traurig, geschockt, ratlos. 22 Menschen in Manchester von einem Selbstmordattentäter in den Tod gerissen. Und natürlich quellen die immer asozialeren Medien über von Hass-Postings. Ich muss sagen, dass ich das nur schwer aushalte, aber eine öffentliche Beileidskundgebung hat mich besonders irritiert. Frau Merkel musste ihr Beileid von einem Zettel ablesen. Tut mir leid, aber mich verwirrt so was. Oder dass der Donald der lupenreinen Diktatur Saudi-Arabien um 110 Milliarden Dollar Waffen verkauft hat und im nächsten Moment über die Terroristen schimpft – die so nebenbei auch von saudischen Quellen finanziert werden – macht das Ganze auf keinen Fall erträglicher. Bettruhe ...

27. 5.

Eine heftige Woche liegt hinter mir. Am Morgen notiere ich etwas, zu Mittag schreibe ich es um, und am Abend werfe ich es weg. Mir tun Menschen leid, die für Tageszeitungen arbeiten. Und Kabarettist_innen. Das Riesenbaby von jenseits des Atlantiks redet und tut so viel Schwachsinn, dass man eine eigene «Trump-News» gründen müsste. «!\$\$%&!» Schlafmütze Mucki hat zuerst den Kopf und dann den Halt verloren. Was zu einem Sturz vom Tisch führte. Entwarnung! Außer ein paar Streicheleinheiten bedarf der Kater keinerlei weiterer medizinischer Maßnahmen.

28. 5.

Wenn ich nachdenke, dann größtenteils zum Ortstarif, also analog. Im Kopf. Manchmal zeige ich mich jedoch vermehrt verwirrt, ob der mentalen Inkontinenz, die so um sich greift. Nach einer Stunde Internet kann man lernen, dass der Mensch nie auf dem Mond war, oder dass die Außerirdischen schon da sind. Obwohl, wenn ich mir den Donald so ansehe ... Zum Schluss noch Folgendes: «Der Mensch bringt sogar die Wüsten zum Blühen. Die einzige Wüste, die ihm noch Widerstand leistet, befindet sich in seinem Kopf!» E. Kishon

Gottfried



GOTTFRIEDS TAGEBUCH

An diesen Wetterkapriolen ist sicher der Donald aus den USA schuld



Ein Fest beim **AUGUSTIN**



23. Juni, 18 Uhr

Wir feiern: 5 Jahre Liebhaber_innen • 15 Jahre 11% K.Theater

Wie? Grillerei • Dosenwerfen • Glückskekse • Mostbar • Musik: Daponte & Radio Maria

Wo? Beim Augustin, 5., Reinprechtsdorfer Straße 31, im Hof • Eintritt frei